



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Darstellung Zentralasiens aus Perspektive österreichischer Kriegsgefangener in ‚Russisch- Turkestan‘ im Ersten Weltkrieg“

Der europäisch-männliche Blick auf die Region während
Gefangenschaft, (revolutionären) Umstürzen und Rückkehr/Flucht

verfasst von / submitted by

Johannes Aichinger, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2022 / Vienna 2022

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 810

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Kultur- und Sozialanthropologie

Betreut von / Supervisor:

Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. phil. Hermann Mückler

Danksagung

Bedanken möchte ich mich bei meinem Betreuer am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. phil. Hermann Mückler für die kompetente Unterstützung während des Prozesses der Entstehung dieser Arbeit. Danke für die offene und bereitwillige Beantwortung jeglicher Fragen meinerseits sowie für die Freiheiten, die Sie mir bei der Gestaltung gegeben haben.

Darüber hinaus möchte ich mich bei Dr. Peter Felch, dem Initiator des Projektes *Spurensuche Turkestan* bedanken. Ohne Ihre öffentliche Thematisierung von österreichischer Kriegsgefangenschaft in Turkestan im Ersten Weltkrieg hätte ich mich vermutlich nicht mit diesem Thema auseinandergesetzt. Danke für die Bereitschaft, Ihr Wissen mit mir zu teilen und für den Austausch zu Literatur- und Quellenmaterial.

Danke an meine Eltern für die bedingungslose Unterstützung und die Ermöglichung meines Studiums sowie an meine MitbewohnerInnen, KletterkollegInnen und FreundInnen für die nötige Abwechslung während des Schreibprozesses.

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	2
Abkürzungen	4
1 Einleitung	5
1.1 Der Begriff „Zentralasien“	8
1.2 Anmerkungen zu Begriffen und Schreibweisen.....	9
2 Theorie, Methode und Datenmaterial	10
2.1 Ethnohistorie: Historische Prozesse zwischen Handlungsbedingungen und Praxis der Akteure	10
2.1.1 Der europäische Blick: Eurozentrismus und Orientalismus	12
2.1.2 Das „Andere“ oder „Fremde“ als theoretische Kategorien	15
2.1.3. Räumliche Vorstellungswelten und Geographische Weltbilder: Imaginative Geographien – Mental Maps – Geographische Narration.....	17
2.2 Datenmaterial und methodische Herangehensweise	21
2.3 Weiteres Datenmaterial	24
3 Historischer Kontext	24
3.1 Turkestan als Kolonie des Russischen Reiches.....	25
3.2 Kriegsgefangenschaft in Russland und Turkestan während des Ersten Weltkrieges	30
3.2.1 Quantitativer Überblick	30
3.2.2 Rechtliche Rahmenbedingungen	31
3.2.3 Gefangennahme, Transport und Lagerorte	32
3.2.4 Trennung und Privilegierung nach Nationalität und Rang.....	33
3.2.5 Lagerbedingungen und Lagerorganisation	34
3.2.6 Kontrolle und Hilfsaktionen.....	37
3.3 Aufstände, Revolutionen und Rückkehr: Politische Veränderungen und die Auswirkungen auf die Kriegsgefangenen	40
3.4 Nach der Rückkehr: Selbstorganisation und Reintegration in veränderte Verhältnisse	48
4 Fallbeispiele	51
4.1 Friedrich Andreas Willfort (1879–1956)	52
4.1.1 Turkestan in der Zwischenkriegszeit	61
4.2 Rudolf Köstenberger (1895–1965).....	64
4.3 Adolf Epstein und Georg Popper	72
4.4 Gustav Krist (1894–1937).....	78
4.5 Gustav Jungbauer (1886–1942)	89
5 Conclusio: Themenkomplexe und zentrale Topoi in den Beschreibungen von Zentralasien durch Kriegsgefangene	103
5.1 Abschließende Bemerkung.....	106
6 Quellenverzeichnis.....	107
6.1 Literaturverzeichnis	107
6.2 Sonstige Quellen	116
7 Abbildungsverzeichnis	116
8 Anhang 1: Weiteres Datenmaterial.....	117

Abkürzungen

B.e.ö.K. = Bundesvereinigung ehemaliger österreichischer Kriegsgefangener

BNSR = Bucharische Sowjetische Volksrepublik

HLKO = Haager Landkriegsordnung

NB = Nationalbibliothek

ÖNB = Österreichische Nationalbibliothek

RK = Rotes Kreuz

STAG = Stadtarchiv Graz

UdSSR = Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken

WStLA = Wiener Stadt- und Landesarchiv

1 Einleitung

„[A]m nächsten Morgen, sahen wir zum erstenmal die für uns so eigenartigen Gestalten der asiatischen Völker: vor allem die Kirgisen mit ihrer merkwürdigen Kopfbedeckung [...] dann die Tataren mit den hohen Fellmützen; es gab Schlitten mit braunen und weißen Dromedaren, prachtvolle weiße Hunde und anderes mehr, ein buntes Gewimmel neuer Menschen und Bilder, die in nichts mehr an Europa erinnerten“ (Willfort 1930: 3).

Mit diesen Worten beschreibt der österreichische Ingenieur Fritz Willfort seinen ersten Eindruck von Zentralasien, als er im Ersten Weltkrieg in russische Kriegsgefangenschaft geriet und mit dem Zug in das Generalgouvernement Turkestan gebracht wurde.

Willfort war einer von bis zu 200.000 Soldaten der Armee Österreich-Ungarns¹, die sich im Zuge ihrer Kriegsgefangenschaft (auch) in Zentralasien aufhielten und somit in Kontakt mit einer ihnen völlig anderen und unbekannten kulturellen Umgebung kamen. Zum Teil waren diese Interaktionen von Unverständnis, aber auch von Neugier gegenüber dem exotischen (orientalischen) „Anderen“ geprägt. Diese Masterarbeit beschäftigt sich mit der Perspektive von Soldaten der k.u.k Armee auf die Region Zentralasien. Das heißt der – im Kontext von Krieg und Gefangenschaft entstandene – europäisch-männliche Blick steht im Mittelpunkt.

Während des Ersten Weltkrieges gerieten in etwa 2,1 Millionen Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee an der Ostfront in russische Kriegsgefangenschaft (vgl. Nachtigal 2008: 366). Sie wurden neben dem europäischen Russland und Sibirien auch nach Turkestan gebracht, welches zu dieser Zeit eine Kolonie² des russischen Reiches war. Die ersten Jahre in Turkestan verbrachten die Kriegsgefangenen vor allem in Lagern (oder beim Arbeitseinsatz). Dabei muss angemerkt werden, dass die Art und Weise des Erlebens dieser Zeit vor allem von der Nationalität und dem Rang der Soldaten abhing (vgl. Rachamimov 2000: 65). Beispielsweise wurden die Lager der Mannschaften öfter und stärker von Seuchen heimgesucht als dies bei jenen der Offiziere der Fall war (vgl. Wurzer 2006: 109).

Durch die Umstürze ab 1917 veränderte sich die Situation der Kriegsgefangenen in der Region grundlegend. Die Gefangenen wurden zwar offiziell als „frei“ erklärt, konnten jedoch oft trotzdem nicht zurückkehren und wurden zu „Geiseln der Mächteinteressen“ (Mark 2013: 169). Einerseits hielten sie die Wirren des russischen Bürgerkriegs in der Region, andererseits

¹ Diese Zahl basiert auf Angaben der schwedischen Rot-Kreuz-Schwester Elsa Brändström (vgl. 1922: 48).

² In dieser Arbeit beziehe ich mich auf Khalid (2009) und andere AutorInnen, die argumentieren, dass Turkestan eine Kolonie des Russischen Reiches war und die Beziehungen zwischen dem imperialen Zentrum und Turkestan kolonialen Charakter hatten. Nichtsdestotrotz muss erwähnt werden, dass in der post-sowjetischen russischen Historiographie der Begriff „Kolonie“ in Bezug auf Turkestan eher vermieden wird, wie Alexander Morrison in seinem Artikel *Russia's Colonial Allergy* (siehe 2016 online) ausführt.

wurden sie auch aktiv daran gehindert die Heimkehr anzutreten. Die (ehemaligen) Gefangenen waren u. a. den Agitations- und Rekrutierung-Bestrebungen der sich neu etablierenden Bolschewiki ausgesetzt (vgl. Mark 2013: 177). Tatsächlich kämpfte auch eine beträchtliche Anzahl von Kriegsgefangenen, insbesondere reichsdeutsche, deutschösterreichische und magyarische Mannschaftssoldaten, als sogenannte *Internationalisten* in der Roten Garde (bzw. später in der Roten Armee) und leisteten somit einen beträchtlichen Anteil am Sieg der Bolschewiki in Turkestan (vgl. Mark 2013: 176; 179f.). Auch wenn es bereits ab 1918 zu vermehrter Flucht bzw. „Wilder Heimkehr“ kam, so war es durch diese Umstände für viele erst Anfang der 1920er tatsächlich möglich, nach Mitteleuropa zurückzukehren (vgl. Mark 2013: 189ff.).

Innerhalb dieses historischen Kontextes von Gefangenschaft, revolutionären Umstürzen, Agitations-Bestrebungen und Heimkehr kamen die Kriegsgefangenen auch in Kontakt mit der Region Turkestan/Zentralasien bzw. es ereigneten sich Interaktionen mit dem lokalen Leben und der Bevölkerung. Auf diesen Aspekten liegt der Fokus der Masterarbeit. Abhängig vom individuellen Interesse der Personen und den jeweils unterschiedlichen Bedingungen der Gefangenschaft wird diesem „Fremderleben“ mehr oder weniger Platz in den schriftlichen Aufzeichnungen eingeräumt.

Durch die Beschreibung des „lokalen“ Zentralasiens werden auch Vorstellungen und Assoziationen, die mit dem geographischen Raum in Verbindung gebracht werden, weitergegeben. Folglich wird nicht nur eine subjektive Erfahrung der Gefangenschaft dargestellt, sondern auch eine Repräsentation von Zentralasien produziert und der europäische Blick auf die Region (mit-)konstituiert. Das heißt Kriegsgefangenschaft wird hier aus der Perspektive der Vermittlung eines geographischen Raumes betrachtet. Das Phänomen der Gefangenschaft an sich sowie die Lebensverläufe der Individuen bilden dabei eher den Kontext dafür.

Das Ziel dieser Arbeit ist es, einerseits auf Basis von schriftlichen Aufzeichnungen der Kriegsgefangenen (Memoiren, Artikel etc.) Beschreibungen des „lokalen“ Lebens und der Interaktionen mit diesem herauszuarbeiten. Andererseits wird versucht den Charakter des dabei vermittelten Raums darzustellen, ohne die Bedeutung des Aufenthalts in der Region in lebensgeschichtlicher Hinsicht der Individuen zu vernachlässigen.

Konkret setzt sich diese Masterarbeit mit folgenden Fragestellungen auseinander:

Wie wird „Zentralasien“ in Publikationen und Aufzeichnungen von deutschsprachigen Soldaten Österreich-Ungarns, die sich im Ersten Weltkrieg in russischer Kriegsgefangenschaft in „Russisch-Turkestan“ befanden, beschrieben und repräsentiert?

→ Was wird inhaltlich beschrieben und mit welchen Attributen und Charakteristika werden die Region, die Bevölkerung und das „Lokale“ dargestellt?

→ Wie wird das „Andere“ bzw. „Fremde“ aus einem männlich-europäischen Blickwinkel und vor dem spezifischen Erfahrungshintergrund der Kriegsgefangenschaft verhandelt?

→ Welche Bedeutung hat der Aufenthalt in Zentralasien im Lebensverlauf der Individuen?

Der Kern dieser Masterarbeit gliedert sich in drei Hauptkapitel (siehe Überschriften 2,3,4). Das erste Kapitel beschäftigt sich mit der theoretischen Einbettung bezüglich der Darstellung und Repräsentation geographischer Räume. Die Arbeit ist in einem ethnohistorischen Forschungsansatz verortet. Es wird mit spezifischen Ansätzen der *Imaginativen Geographien*, der *Mental Maps* und des *Erzählten Raumes/Geographischen Narration* gearbeitet. Dieser Teil beinhaltet auch methodische Erläuterungen sowie die Thematisierung des (darüberhinausgehenden) Datenmaterials.

Das zweite Hauptkapitel bietet eine historische Kontextualisierung der darauffolgenden Fallbeispiele an. Es wird versucht die allgemeinen historischen Entwicklungen in Zentralasien mit der Geschichte der österreichischen Kriegsgefangenen zu verbinden. Der erste Abschnitt dieses Kapitels geht auf die allgemeine koloniale Situation in Zentralasien ein; dem folgen Erläuterungen zu verschiedenen Aspekten der Kriegsgefangenschaft in Russland und Turkestan (wie Transport, Lagerbedingungen, Hilfsaktionen etc.) bis zu den (revolutionären) Umstürzen. Im nächsten Abschnitt werden diese (politischen) Veränderungen genauer thematisiert und es wird auf deren Auswirkungen auf die Kriegsgefangenen eingegangen. Der letzte Abschnitt beschäftigt sich kursorisch mit der Selbstorganisation der Kriegsgefangenen innerhalb veränderter Verhältnisse nach der Rückkehr nach Österreich.

Das gesamte zweite Hauptkapitel basiert vor allem auf Sekundärliteratur. Dabei gilt es anzumerken, dass – mit wenigen Ausnahmen – Kriegsgefangenschaft in Turkestan in diesen Publikationen oft nur peripher im Zuge von Abhandlungen zu Gefangenschaft im europäischen Russland oder Sibirien vorkommt.

Das dritte Hauptkapitel widmet sich der empirischen Analyse des herangezogenen Datenmaterials anhand von Fallbeispielen. Dabei wird jeweils auf den biographischen Kontext, das vorhandene Datenmaterial, den Verlauf der Gefangenschaft sowie die Darstellung der Region eingegangen.

Auf das Thema der Masterarbeit bin ich im Zuge meiner Suche nach (historischen) Verbindungen zwischen Zentralasien und Österreich gestoßen. Dabei kam ich u. a. in Kontakt mit dem Projekt *Spurensuche Turkestan*³. Nach einer ersten Beschäftigung mit diesem, mir bis dahin noch relativ unbekannten und auch in der Literatur nur peripher thematisierten Teil österreichischer und zentralasiatischer Geschichte wurde versucht, mögliche kultur- und sozialanthropologische Fragestellungen herauszuarbeiten. Während dieses Prozesses entstand die konzeptuelle Basis der vorliegenden Arbeit.

³ Siehe www.spurensuche-turkestan.org [17.08.2022]

1.1 Der Begriff „Zentralasien“

Doch von welchem geographischen Raum wird hier eigentlich gesprochen, wenn von „Zentralasien“, „Turkestan“ und ähnlichen Begriffen die Rede ist?

Wie bereits angedeutet wird in dieser Arbeit der Begriff „Zentralasien“ als eine, mit Bedeutungen und Assoziationen beladene, Konstruktion verstanden. Sie entzieht sich universellen geographischen Abgrenzungen bzw. sind diese abhängig von der Disziplin und Herangehensweise (vgl. u. a. Gorshenina 2021b: 930). Nichtsdestotrotz wird der Begriff – wenn auch nicht immer eindeutig und zum Teil auch ambivalent – in den Beschreibungen der Kriegsgefangenen mit einem Territorium in Verbindung gebracht. Dabei gilt es jedoch anzumerken, dass in den Berichten „Zentralasien“ nicht immer explizit verwendet wird, sondern auch andere Termini wie „Turkestan“, „Mittelasien“ oder der breite Begriff „Orient“. Meist werden diese als „selbsterklärende“ Konzepte verstanden, die vermeintlich keiner klaren Definition bedürfen. Folglich wird bei der Verwendung implizit an bereits vorhandene Vorstellungen und Abgrenzungen der Region angeknüpft.

Zentralasien ist ein relativ junger Begriff, der im 19. Jahrhundert entstanden ist. In den 1810er bis 1830er Jahren trat der Terminus erstmals in der Vorstellung eines Mittelpunkts zwischen Russland und den südlichen Ländern (Persien, Indien, China etc.) in Erscheinung. Das heißt er hatte einen „transitory character“ (Gorshenina 2021b: 933). Dies veränderte sich erst in der Mitte dieses Jahrhunderts allmählich zu einem Verständnis, welches die Zentralität der Region in den Vordergrund stellt – namentlich im Zuge der geopolitischen Auseinandersetzung zwischen dem Britischen und Russischen Reich, bekannt als das *Great Game* (vgl. Gorshenina 2021b: 934). Aber erst in der zweiten Hälfte der 1910er Jahre konkretisierte sich das Konzept aus russischer Perspektive. Dabei wurde Mittelasien (rus. *Srednjaja Ásija*), was in Bezug auf die territoriale Abgrenzung mehr oder weniger mit dem Begriff Russisch-Turkestan gleichgesetzt wurde, von Zentralasien (rus. *Zentral'naja Ásija*) unterschieden. Letzterer Begriff bezog sich dabei auf Gebiete, welche (noch) nicht russisch erobert wurden.⁴ Im Vergleich dazu war Mittelasien bereits in russischer Hand und der Begriff Russische-Turkestan grenzte sich insbesondere von den afghanisch oder chinesisch dominierten Teilen Turkestans ab, die es zukünftig auch noch potenziell zu erobern galt (vgl. Gorshenina 2021b: 934f.).

In der englischen und französischen Tradition wurde meist nur der Begriff Zentralasien benutzt, manchmal auch Spezifikationen wie Hochasien (Karakorum, Tibet) oder Innerasien (Tibet bis Mongolei) (vgl. Fragner 2006: 13). Im deutschsprachigen Raum, vor allem in der Geographie, verfolgte man bis in die 1920er eine russische Herangehensweise. Jedoch wurde

⁴ Nach Bert Fragner umfasste Zentralasien in diesem russischen Verständnis „Xinjiang, Tibet, die Innere und Äußere Mongolei, die Dzungarei und das zwischen Tibet und der Mongolei liegende >>Tsaidam-Becken<< (die heutige chinesische Provinz Qinghai)“ (2006: 13).

auch hier, mit Ausnahme der DDR, nach dem Zweiten Weltkrieg vorwiegend der Begriff Zentralasien gebräuchlich (ebd.).

In dieser Masterarbeit werden vor allem zwei Begriffe verwendet. Einerseits der Terminus Turkestan, der sich explizit auf den geographischen Raum der Verwaltungseinheit des Generalgouvernements bezieht. Andererseits auch „Zentralasien“, der weiter und offener verstanden wird und sich an dem Verständnis der Kriegsgefangenen orientiert.

Der territoriale Fokus der Masterarbeit liegt auf den Gebieten des Generalgouvernement Turkestans, welches die Territorien der heutigen unabhängigen Staaten Tadschikistan, Usbekistan, Turkmenistan, Kirgistan und das südliche Kasachstan umfasste. Darüber hinaus wird noch der Norden Afghanistans und der Nordosten von Iran bzw. Persien mitberücksichtigt. Es wird deshalb so vorgegangen, weil in den Ausführungen einiger hier herangezogenen Fallbeispiele, insbesondere von Fritz Willfort und Gustav Krist, diese Gebiete in kultureller Hinsicht als ähnlich konzeptualisiert werden, obwohl sich diese außerhalb der Grenzen des Generalgouvernements befanden. Xinjiang (bzw. Ost-Turkestan) in China wird in dieser Arbeit exkludiert, da die Region einem anderen Machtbereich zufiel und in den Berichten der österreichischen Kriegsgefangenen kaum erwähnt wird (außer manchmal in Zusammenhang mit Flucht). In kultureller Hinsicht gibt es jedoch durchaus Ähnlichkeiten und Xinjiang wird in manchen gegenwärtigen Konzeptualisierungen der Region inkludiert (siehe z. B. De Cordier and Van Den Bosch 2021: 23–28). Die meisten gegenwärtigen Definitionen der Region enthalten auch das gesamte Territorium des heutigen unabhängigen Kasachstans (siehe z. B. De Cordier and Van Den Bosch 2021). Wiewohl diese nördlichen Steppengebiete in dieser Masterarbeit nicht gänzlich exkludiert werden, da die Kriegsgefangenen gewöhnlich über das Territorium nach Turkestan gebracht wurden, so muss berücksichtigt werden, dass – wie ich unten erwähne – diese Gebiete einer anderen Verwaltungseinheit angehörten. Folglich sind sie auch nicht im Fokus der vorliegenden Arbeit, welche auf das Phänomen Kriegsgefangenschaft in Russisch-Turkestan bzw. dem Generalgouvernement Turkestan abzielt.

1.2 Anmerkungen zu Begriffen und Schreibweisen

Die Schreibweise von Orten und Namen orientiert sich grundsätzlich an jener, wie sie in der Primärliteratur vorkommt. Da vor allem Orte der Region im 20. Jahrhundert manchmal (mehrmals) umbenannt wurden, werden mögliche alternative bzw. neuere Schreibweisen in Klammern angeführt.

Darüber hinaus ist in der Primärliteratur nicht immer klar erkennbar, ob bei der männlichen Bezeichnung der Bevölkerung in Zentralasien (beispielsweise Sarten, Krigisen etc.) diese als eine Gruppe beschrieben werden, d. h. dass Frauen „mitgemeint“ sind, oder ob die weibliche Bevölkerung hier exkludiert wird. Folglich wird in dieser Arbeit die Schreibweise der

Originalliteratur beibehalten bzw. wenn es um Bevölkerungsgruppen geht, wird die männliche Schreibweise verwendet.

Des Weiteren gilt es anzumerken, dass Begriffe (wie z. B. Orient) unter Anführungszeichen gesetzt werden, wenn deren konstruierter Charakter im Kontext der Verwendung hervorgehoben werden soll.

2 Theorie, Methode und Datenmaterial

2.1 Ethnohistorie: Historische Prozesse zwischen Handlungsbedingungen und Praxis der Akteure

Allgemein wird die Masterarbeit in einem ethnohistorischen Forschungsansatz verortet. Dabei handelt es sich um eine historisch orientierte Herangehensweise in der Anthropologie, die versucht gesellschaftliche Prozesse und Darstellungsweisen in der Dialektik von Strukturen bzw. Handlungsbedingungen und der Praxis der Akteure zu erklären und zu verstehen.

Die Etablierung der Ethnohistorie in Wien hat sich durch Inspiration und Austausch mit den wissenschaftstheoretischen Ansätzen der *Ethnohistory* in den USA, der *Ethnohistoire* und *École des Annales* in Frankreich sowie der dialektisch-materialistischen Theorie in der Sowjetunion herausentwickelt (vgl. Wernhart und Zips 2014: 12–15). In Wien gehen die Anfänge auf die 1930er Jahre zurück. Der Begriff Ethnohistorie wurde erstmals vom Amerikanist Fritz Röck erwähnt, in Anlehnung an die *Ethnohistory* von Clark Wissler in den USA. Wesentlich weiterentwickelt wurde dieser Ansatz unter Walter Hirschberger in Ablehnung von der evolutionistisch orientierten Kulturhistorie nach Pater Wilhelm Schmidt und dessen Idee eines weltweiten Kulturkreiskonzeptes. Hirschberger erkannte durchaus die Bedeutung der Quellenkritik an, es dominierte jedoch nichtsdestotrotz eine, vom Historismus und der Idee des historischen Partikularismus geprägte, quellenpositivistische Vorgehensweise vor. Dadurch engte sich der Ansatz selbst ein (vgl. Wernhart 2014: 39f.).

Um diese Beschränkungen zu überwinden, erwirkte Karl Wernhart ab den 1970er Jahren eine zunehmend stärkere Orientierung in Richtung eines sozialwissenschaftlichen Ansatzes. Dabei wurde versucht, Prozesse weder gänzlich aus Perspektive objektiver Strukturen noch ausschließlich aus subjektiver Sichtweise zu betrachten. Nach Wernhart und Zips liegt der Fokus auf der Untersuchung „historischer Prozesse, die durch die Dialektik von Handlungsbedingungen (Strukturen) und Praktiken der Akteure ihre jeweilige Ausprägung in einer konkreten zeitlichen und räumlichen Dimension erfahren“ (2014: 21). Dabei wird das Ziel verfolgt „objektivistische Verzerrungen des Strukturfunktionalismus, dessen Theorieverständnis Menschen zu Marionetten der Strukturen verdinglicht, ebenso überwinden zu können wie subjektivistische Verkürzungen, die soziale Wirklichkeit in Lebenswelt-Perspektiven aufgehen lassen, ohne Verhaltensbedingungen wahrzunehmen, die von außen auf die Lebenswelt einwirken“ (ebd.).

Der Begriff Struktur ist somit nicht im Sinne des Strukturalismus zu verstehen, sondern „in einer historischen Dimension, vermittelt durch kulturelle Praxis deutender und handelnder Subjekte“ (Wernhart und Zips 2014: 22). Strukturen existieren nicht an sich, sondern erst durch das soziale Handeln werden sie eingeschrieben und somit zur Realität. Anders ausgedrückt: Strukturen werden „durch die aneignende Tätigkeit der Subjekte zur sozialen Wirklichkeit“ (Wernhart und Zips 2014: 23). Gleichzeitig bildet die Praxis der AkteurInnen den Ausgangspunkt zur Annäherung an gesellschaftliche Verhältnisse.

Folglich wirken die bestehenden Handlungsbedingungen nicht nur auf die AkteurInnen ein, sondern werden von diesen auch aufrechterhalten und verändert. Wernhart und Zips schreiben in diesem Zusammenhang: „Wir betrachten die gesellschaftlichen >>Verhältnisse<<, in denen Menschen leben, gleichzeitig als Voraussetzung und Resultat ihrer reproduzierenden und (potenziell) verändernden Tätigkeit“ (2014: 23). In Bezug auf das Zusammenwirken von Gesellschaftsstrukturen und Individuum wird dabei auf das Habitus-Konzept nach Bourdieu Bezug genommen. Dieser „ist gleichsam soziale Vergangenheit wie aktuelle Praxis eines Trägers, ist inkorporierte Struktur klassen- und klassifikationsspezifischer Handlungskompetenz und damit in jeden kommunikativen Akt eingebracht“ (Wernhart 2014: 46). Das heißt es handelt sich dabei um durch die Sozialisation bedingte und in den Alltag inkorporierte Dispositionen, die strukturierend wirken. Nichtsdestotrotz sind die Handlungen nicht völlig determiniert und lassen bestimmten Freiraum. Die Individuen sind „relativ frei“ und bewegen sich in einem herrschaftsdurchdrungenen Raum verschiedener Interessen. Wernhart und Zips konzeptualisieren dies mit der Handlungstheorie nach Bourdieu, wonach Individuen und Gruppen versuchen durch die Aneignung verschiedener Formen des (symbolischen, ökonomischen, sozialen, kulturellen) Kapitals ihre (gesellschaftliche) Stellung/Position zu verbessern (vgl. Wernhart und Zips 2014: 24).

In meiner Masterarbeit beschäftige ich mich mit dem europäisch-männlichen Blick auf Zentralasien. Die Beschreibungen der Bewegungen in Zeit und Raum vor dem spezifischen Erfahrungshintergrund der Gefangenschaft sind somit einerseits durch die europäische Sozialisation der Subjekte vorstrukturiert bzw. fügten sich in tradierte Vorstellungen und Imaginationen ein (siehe unten Orientalismus). Andererseits sind diese jedoch auch abhängig von der Praxis und den Entscheidungen der individuellen Subjekte in herrschaftsdurchdrungenem Raum. Das Datenmaterial und darin enthaltene Darstellungsweisen sind dabei als Produkt dieser Dynamiken zu verstehen. Gleichzeitig bauten die dabei entstandenen Repräsentationen nicht nur auf bereits Vorhandenem auf, sondern reproduzierten und veränderten dieses auch bzw. wirkten selbst strukturierend in Bezug auf spätere (europäische) Blicke auf die Region.

2.1.1 Der europäische Blick: Eurozentrismus und Orientalismus

Die Beschreibungen von Zentralasien sind durch verschiedene Zentrismen (vor-)strukturiert. Vorhandene und tradierte Vorstellungswelten bedingen – zu einem gewissen Grad – was beschrieben wird, wie Sachverhalte dargestellt werden und was als „authentisch“ oder „typisch“ für die Region bezeichnet wird. Gleichzeitig spielt auch der individuell-biographische Hintergrund sowie die individuellen Entscheidungen eine Rolle, wie bereits oben erwähnt.

Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die vom Literaturwissenschaftler Edward Said (2003 [1978]) angestoßene Orientalismus-Debatte, die unzählige Weiterentwicklungen und Kritik erfahren hat. Da eine ausführliche Diskussion des Orientalismus-Begriffes nach Edward Said im Rahmen dieser Masterarbeit nicht möglich ist, beschränke ich mich hier auf die kursorische Darstellung der ursprünglichen zentralen Thesen. Ich beziehe mich dabei vor allem auf die Zusammenfassung von Saims Argumentationslinien durch Jürgen Osterhammel (1997) und Svetlana Gorshenina (2021a: 182f.).

Einerseits, so die Argumentation Saims, führt der „Westen“ einen Monolog über den Orient. Das heißt „[d]er orientalische Diskurs ist ein monologischer Diskurs, ein von jeder Erfahrung nicht-okzidentaler Lebenswirklichkeit entfremdetes, besserwisserisches, ein unentwegt etikettierendes und klassifizierendes Geschwätz“ (Osterhammel 1997: 599). Dabei wird der „Orient“ als ein Objekt der Erkenntnis konstruiert, welches auf der unüberwindbaren und essentialistischen Konstruktion einer Differenz zwischen Orient und Okzident basiert. Die Beschreibungen vom „Orient“ habe somit wenig mit der Realität zu tun, sondern entsprechen eher einer ideologischen Fiktion auf Basis folgender Vorstellung: „Das Morgenland sei ontologisch anders beschaffen als Europa, und die Orientalen verkörperten einen grundlegend anderen Charaktertypus als die Europäer“ (Osterhammel 1997: 699f.). Der „Orient“ ist dabei eine passive, zeitlose Einheit (vgl. ebd.) bzw. das ultimative und nicht-kompatible „Andere“. Beiden Seiten werden stereotype Charakteristika zugeschrieben: Europa oder der „Westen“ wird als entwickelt, zivilisiert, rational, überlegen und maskulin dargestellt, wohingegen der asiatische „Osten“ als unterentwickelt, irrational, barbarisch, unterlegen und feminin assoziiert wird (vgl. Gorshenina 2021a: 183). Folglich schrieb man den „Orientalen“ fehlendes Geschichtsbewusstsein und unzureichendes Reflexionsvermögen zu (vgl. Osterhammel 1997: 600f.). Gleichzeitig ist der orientalistische Diskurs, nach Said, eng mit der Frage von politischer Macht und Imperialismus verbunden. „‘Orientalism’ crystalized as an official discourse about the East, responding to the imperatives of imperialist power and reflecting the Westerner’s fantasies and desires towards the East“ (Gorshenina 2021a: 183). Diese Verknüpfung des Diskurses vom „Osten“ und von imperialer Macht ist dabei nicht auf die offizielle Ebene beschränkt oder von der unmittelbar-persönlichen Verstrickung eines Autors mit diesem Macht-System abhängig. Vielmehr prägte „[d]ie politische Gesamtsituation [...] ganz pauschal

die Art des interkulturellen Kontakts. Der Monolog des Orientalismus war deshalb auch ein Monolog der Herrscher über die Beherrschten“ (Osterhammel 1997: 600).

Kurzum, so Osterhammel, konstituiert Orientalismus nach Said „die einförmige Gesamtheit des europäischen Redens und Schreibens über den Orient in einer Situation, in der Europa direkt oder indirekt politisch Macht über diesen Orient ausübte“ (Osterhammel 1997: 598f.). Das heißt „[d]er orientalische Diskurs ist [...] mehr als nur die Summe von Aussagen über den Orient. Er ist zugleich eine Art überpersönlicher und gleichsam transzendentaler Erkenntnissschranke, die ein einzelner kaum je überwinden kann“ (Osterhammel 1997: 599).

Ohne hier genauer auf die umfassende und teilweise sehr fundamentale Kritik an Saims Thesen einzugehen, möchte ich einzelne Aspekte herausgreifen, die wichtig erscheinen.

Said wurde dafür kritisiert, dass er von einem „*totalen* Ideologieverdacht“ (Osterhammel 1997: 601) ausgeht. Das heißt die Annahme, dass kein/e EuropäerIn diesen Diskurs bzw. diese Erkenntnissschranke auch nur ansatzweise je überwinden könne. Eine solche Konzeption ist vor allem vor dem Hintergrund des oben dargelegten Wechselverhältnisses von Handlungsbedingungen bzw. Struktur und Praxis bzw. den individuellen Entscheidungen der AkteurInnen, zu hinterfragen. Ich gehe folglich in der Masterarbeit davon aus, dass dieser Diskurs über den Orient das Handeln, die Wahrnehmung und die Beschreibungen strukturiert und lenkt, aber nicht völlig determiniert.

Gleichzeitig und obwohl Said eigentlich das „Denken in Substanzkategorien“ (Osterhammel 1997: 603) ablehnt, verfällt er selbst einem solchen Muster. Er geht zum Beispiel in einer zu simplizierten Art von einem einheitlichen „Wesen“ des „Westens“ aus (vgl. Osterhammel 1997: 603).

Saims Beschäftigung beschränkt sich auf den englischen und französischen orientalischen Diskurs. Der Autor zieht jedoch, davon ausgehend, allgemeine Schlüsse (vgl. Gorshenina 2021a: 184). Seine Untersuchungen sind geographisch auf Pakistan, den Nahen Osten und Nordafrika limitiert (vgl. Gorshenina 2021a: 182). Said klammert den deutschen und implizit auch den österreichischen Orientalismus explizit aus (vgl. Said 2003 [1978]: 17–19) und beschäftigt sich auch nicht mit der russischen Auseinandersetzung mit dem Orient.

Mit der Frage, inwiefern das Orientalismus-Konzept nach Said auf die deutsche Beschäftigung mit Zentralasien oder Mittelasien anwendbar ist, setzt sich beispielsweise Sidikov (2003) auseinander. Er analysiert dafür deutschsprachiges Schrifttum über Mittelasien aus Deutschland, Österreich-Ungarn und Russland⁵ aus dem Zeitraum zwischen 1852 und 1914 (vgl. Sidikov 2003: 20ff.). Der Autor kommt zur allgemeinen Schlussfolgerung: „Der deutsche Blick auf Mittelasien unterschied sich wenig von dem der Engländer und der Franzosen auf andere Gebiete des Orients“ (Sidikov 2003: 425).

⁵ Im Falle von Russland wurde ausschließlich Material von Autoren deutscher Herkunft herangezogen.

2.1.1.1 Ausgewählte Topoi in der Darstellung Zentralasiens

Im Folgenden erläutere und kontextualisiere ich einige zentrale Aspekte, die in den europäischen Beschreibungen von Zentralasien durch Kriegsgefangene wiederholt vorkommen.

Beispielsweise ist die Bezeichnung des Islam als *Mohammedanismus* bzw. den/die Muslim/Muslima als *MohammedanerIn* in den Ausführungen der Kriegsgefangenen weit verbreitet. Es handelt sich dabei jedoch um eine europäisch bzw. vom Christentum ausgehende Analogie, wie Said schreibt: „[S]ince Christ is the basis of Christian faith, it was assumed – quite incorrectly – that Mohammed was to Islam as Christ was to Christianity” (Said 2003 [1978]: 60). Tatsächlich ist Mohammed jedoch kein Gott, sondern der letzte Prophet und hat somit eine andere Stellung im Islam, im Vergleich zu Jesus Christus im Christentum. Es handelt sich folglich um eine irreführende Fremdbezeichnung, die durch die Übertragung von Konzeptionen aus dem Christentum entstanden ist (siehe u. a. Duden o.J.).

Weiters war die Assoziation von Islam mit Fanatismus eine wesentliche, die Politik gegenüber der muslimischen lokalen Bevölkerung bestimmende, Zuschreibung von Seiten des Russischen Reiches und der Militärverwaltung in der Region. Aber auch im restlichen Europa war diese Darstellung präsent. Hermann Vámbéry hatte, auch über seine eigenen Schriften hinausgehend, wesentlichen Einfluss auf die Charakterisierung und Darstellung des Islams in Mittelasien im 19. Jahrhundert. Der Einfluss galt dabei insbesondere dem Diskurs im deutschsprachigen Raum und er bemühte sich allen voran um die Zuschreibung des Attributs „fanatisch“ (vgl. Sidikov 2003: 352).⁶ Sidikov fasst die Argumentation Vámbérys dabei wie folgt zusammen: „Für die Rückständigkeit der Gesellschaft in Mittelasien, die politische, wirtschaftliche und kulturelle Misere, die in den Chanaten in der fraglichen Zeit zu beobachten war, wird der Fanatismus verantwortlich gemacht, welcher dem Reisenden [Hermann Vámbéry, Anm. J.A.] zufolge im mittelasiatischen Islam besonders ausgeprägt sei“ (2003: 353). Das heißt Fanatismus wurde im Wesentlichen für jegliche Probleme in ökonomischen, politischen, gesellschaftlichen etc. Bereichen verantwortlich gemacht.

Bei szenisch-atmosphärischen Beschreibungen in der Literatur der Kriegsgefangenen wird immer wieder auf die Erzählungen von *Tausendundeiner Nacht* (kurz *1001 Nacht*) verwiesen bzw. das Erlebte wird mit diesen verglichen. Trotz der Zuschreibung, als einer aus dem „Orient“ stammenden Sammlung von Erzählungen, ist *1001 Nacht* eigentlich „ein Produkt der westlichen Welt“ (Marzolph 2004: 15); bzw. handelt es sich um eine Projektion westlicher Fantasien gegenüber dem „Orient“. Die tatsächlichen Ursprünge der Manuskripte werden in Indien oder Persien vermutet (ebd.). Popularität erlangten die Erzählungen aber erst mit dem Eingang in die Weltliteratur nach 1704 durch die Übersetzung eines durch Antoine Galland in Syrien erworbenen arabischen Manuskripts (vgl. Marzolph 2004: 15f.). Die ursprünglichen

⁶ Für eine ausführlichere Diskussion siehe Sidikov (2003: 352–375).

Erzählungen wurden dann auch durch andere märchenhafte Geschichten ergänzt. Interessanterweise waren es insbesondere die nicht in den ursprünglichen Manuskripten enthaltenen Erzählungen (z. B. Aladdin und die Wunderlampe), welche später als repräsentativ für Sammlung von *1001 Nacht* standen. Neben dieser Tatsache ist die Popularität aber auch auf die sprachliche (Um-)Gestaltung durch Galland zurückzuführen, wodurch das „Fremde“ bzw. die „Exotik“ in einer unbewusst vertrauten Art und Weise vermittelt wurde (vgl. Marzolph 2004: 17). Nach dem Tod Gallands wurde zum Teil sogar bewusst in die Texte eingegriffen, Textstellen neu kombiniert und somit wurde „*1001 Nacht* [...] zur Befriedigung eines europäischen Bedürfnisses regelrecht geschaffen“ (vgl. Marzolph 2004: 17). Marzolph (vgl. 2004: 19) argumentiert, dass grundlegend zwei Stereotype darin enthalten sind. Einerseits der Despotismus des „Orientalen“, charakterisiert durch unveränderliche und unbelehrbare Willkürlichkeit und Ungerechtigkeit. Andererseits der Orient als Objekt das schwach, verfügbar und eine „Spielwiese der westlichen sexuellen Phantasie“ (Marzolph 2004: 19) ist. Das heißt das Erlebte wurde mit vermeintlich authentischen Geschichtserzählungen verglichen, die jedoch tatsächlich nach europäischen Konventionen verändert wurde und eine westliche Projektion auf die Region darstellt.

2.1.2 Das „Andere“ oder „Fremde“ als theoretische Kategorien

Die Masterarbeit beschäftigt sich im Wesentlichen mit einer Fremderfahrung bzw. einem Fremderlebnis in einem spezifischen historischen und räumlichen Kontext vor dem Hintergrund der Sozialisation der Gefangenen und der Kriegsgefangenschaft.

Davon ausgehend kommt der Frage, was aus dieser europäischen Perspektive als das „Andere“ oder „Fremde“ klassifiziert und wie dieses dargestellt wird, eine besondere Bedeutung zu. Denn oft ist erst eine solche Klassifikation ausschlaggebend für die Festhaltung eines Sachverhaltes in schriftlicher Form.

Nach Ortfried Schäffter (1991) ist „Fremdheit“ ein relationaler Begriff, der sich auch durch das Verständnis und die Position des „Eigenen“ konstituiert. „Fremdheit ist daher keine Eigenschaft von Dingen oder Personen, sondern ein Beziehungsmodus, in dem wir externen Phänomenen begegnen“ (Schäffter 1991: 12). Personen oder Gruppen weisen jeweils unterschiedliche Entstehungs- und Entwicklungszusammenhänge auf und leben somit in partikularen Vergangenheiten, Gegenwarten und haben unterschiedliche Zukunftsvisionen. „Fremdheit“ konstituiert sich dabei wesentlich durch den Kontakt dieser unterschiedlichen „Temporalitäten“, denn „[e]rst wenn Grenzen zu Kontaktflächen werden, wird Fremdheit zu bedeutsamer Erfahrung“ (ebd.).

Schäffter argumentiert, dass die Erfahrung von Fremdheit „Ausdruck von selbstvergessenen Ordnungsleistungen“ (1991: 15) ist. Das heißt Ordnungsstrukturen werden durch einen spezifischen Umgang mit „Fremdheit“ hergestellt und aufrechterhalten. Der Autor formuliert

folglich verschiedene Ordnungsschemata, welche einem unterschiedlichen Umgang mit Fremdheit zugrunde liegen: Einerseits „Fremdheit als Resonanzboden des Eigenen“ (Schäffter 1991: 16ff.), wobei das „Fremde“ als das ursprünglich „Eigene“ konzeptualisiert wird; bei „Fremdheit als Gegenbild“ (ebd.: 19–22) wird das „Fremde“ als die unvereinbare Negation des „Eigenen“ aufgefasst; bei „Fremdheit als Ergänzung“ (ebd.: 22ff.) wird das „Fremde“ in das „Eigene“ inkorporiert und ist somit auch Veränderungen ausgesetzt; als letzten Punkt erwähnt der Autor „Fremdheit als Komplementarität“ (ebd.: 25–28). Dabei geht es um das Oszillieren und das gegenseitige Hervorrufen von „Eigenem“ und „Fremdem“.

Bei Schäffter und anderen AutorInnen wird keine klare konzeptuelle Unterscheidung zwischen der Kategorie des „Anderen“ und jener des „Fremden“ vorgenommen. Auch im alltäglichen Sprachgebrauch werden diese Begriffe oft mehr oder weniger austauschbar verwendet und dem Begriff des „Eigenen“ gegenübergestellt (vgl. Polaschegg 2005: 42).

Polaschegg (2005) argumentiert jedoch für eine strikte konzeptuelle Trennung dieser Kategorien da diese zwei grundlegend unterschiedlichen Operationen bzw. Strategien zugrunde liegen. „Die eine läuft auf einer Achse mit dem Endpunkt ‚das Eigene‘ und ‚das Andere‘, operiert nach Maßgabe der Differenz und dient der Konstitution von Identität, die andere läuft auf einer Achse mit den Endpunkten ‚das Vertraute‘ und ‚das Fremde‘, operiert nach Maßgabe der Distanz und durchzieht die Sphäre des Verstehens“ (Polaschegg 2005: 43). Bei einer Gegenüberstellung von „Eigenem“ und „Fremdem“ auf einem Kontinuum werden somit zwei verschiedene Verfahrensweisen miteinander vermischt, nämlich identitätsstiftende Prozesse und jene des Verstehens. Beide Verfahren verbindet jedoch eine reziproke Beziehung zwischen den Endpunkten, d. h. einerseits zwischen dem „Eigenen“ und dem „Anderen“ und andererseits zwischen dem „Vertrauten“ und dem „Fremden“ (ebd.). Polaschegg merkt jedoch auch an,

„[o]ft begegnet uns das kulturell Andere tatsächlich als fremd, und nicht selten suggeriert uns das Eigene in der Tat Vertrautheit“ (2005: 45). Laut der Autorin ändert diese Überlagerung im Alltag jedoch nichts an der Tatsache, dass es sich um zwei unterschiedliche Verfahrensweisen handelt bzw. dass die Kategorie des „Anderen“ (als das „Nicht-Eigene“) und jene des „Fremden“ (als das „Nicht-Vertraute“ oder „nicht Selbst-verständliche“) konzeptuell getrennt gedacht werden müssen.

In der Masterarbeit gehe ich von der theoretischen Annahme aus, dass die Individuen der Kriegsgefangenen mit ihren jeweils partikularen „Temporalitäten“, wie Schäffter schreibt, und abhängig von ihrer eigenen Identität das „Andere“ in einer spezifischen Art und Weise darstellen und beschreiben. Gleichzeitig spielt auch die Kategorie der „Fremde“ eine Rolle; als ein relativer Begriff bezeichnet dieser das, was aus Perspektive eines solchen europäischen Blicks und damit einhergehenden Ordnungs- und Denksystemen als „nicht-Vertraut“ oder „nicht-Selbst-verständlich“ klassifiziert wird.

2.1.3. Räumliche Vorstellungswelten und Geographische Weltbilder: Imaginative

Geographien – Mental Maps – Geographische Narration

In folgendem Abschnitt wird versucht den europäischen Blick auf Zentralasien theoretisch mit der Dimension des (geographischen) Raumes zu erweitern.

Wie Harendt anmerkt, gestalten sich im Alltag Raum-Diskurse als „Regions- bzw. Regional-Diskurse auf der Grundlage von Territorial- und Containerlogiken“ (2019: 194). In diesem Sinne können die Beschreibungen der Kriegsgefangenen als konstitutiv für spezifische Weltbilder angesehen werden bzw. für bestimmte Vorstellungen, die mit (geographischen) Abgrenzungskategorien und Begriffen wie „Turkestan“ oder „Zentralasien“ in Verbindung gebracht werden. Das heißt „Turkestan“ oder „Zentralasien“ sind weniger als abgegrenzte geographische oder politische Einheiten zu verstehen. Vielmehr handelt es sich dabei um räumliche Vorstellungswelten die abhängig vom beobachtenden Subjekt sowie von historischen und gesellschaftlichen Normen- und Wertesystemen sind. Gleichzeitig fügen sie sich auch in bestehende Weltbilder ein. Diese Konstruktionen durch „alltägliches Geographie-Machen“ (Harendt 2019: 194) gilt es dabei zu rekonstruieren. Im Folgenden werden dahingehend einige – zum Teil auf unterschiedlichen Prämissen basierende – theoretisch-konzeptuelle Ansätze vorgestellt.

Edward Said (2003 [1978]) führt im zweiten Teil des ersten Kapitels mit dem Namen „Imaginative Geography and its Representations: Orientalizing the Oriental“ den Begriff der *Imaginativen Geographie* ein und argumentiert, dass Orientalismus stark auf geographischem Wissen bzw. Repräsentationen basiert.

Said verwendet, mit Bezug auf Gaston Bachelards Konzept *poetics of space*, die Metapher des Inneren eines Hauses, um zu veranschaulichen, dass Raum über die physische-materielle Begebenheit hinausgehend auch eine symbolische Dimension hat.

„The inside of a house, he said, acquires a sense of intimacy, secrecy, security, real or imagined, because of the experiences that come to seem appropriate for it. The objective of a house – its corners, corridors, cellar, rooms – is far less important than what poetically it is endowed with, which is usually a quality with an imaginative or figurative value we can name and feel: thus a house may be haunted, or homelike, or prisonlike, or magical. So space acquires emotional and even rational sense by a kind of poetic process, whereby the vacant or anonymous reaches of distance are converted into meaning for us here“ (Said 2003 [1978]: 55).

Durch die sogenannte *poetics of space* werden dem Raum somit kulturelle Bedeutungen und Werte zugeschrieben, die über das Physisch-Materielle hinausgehen. Said geht es vor allem um die kulturellen und symbolischen Dimensionen des geographischen Raumes bzw. „it is the cultural politics of space and place that he [Said, Anm. J.A.] is primarily concerned with

uncovering“, so Leroux (2008 online) in seiner Abhandlung über Said's Konzept der *Imaginativen Geographien*.

Zwei Aspekte sind in Said's Konzeption der *Imaginativen Geographien* von besonderer Bedeutung, wie ich im Folgenden – in Anlehnung an die Ausführung von Leroux (2008 online) – zeige. Said schreibt,

„there is no doubt that imaginative geography and history help the mind to intensify its own sense of itself by dramatizing the distance and difference between what is close to it and what is far away“ (2003 [1978]: 55).

Ausgehend von diesem Zitat ist einerseits die Hervorhebung von Distanz von Bedeutung sowie andererseits die klare Unterscheidung zwischen „eigenen“ vertrauten Räumen und jenen der „Anderen“. Die Unterscheidung ist arbiträr, da diese Grenzziehung ausschließlich von uns selbst vorgenommen wird und nicht auf Anerkennung von Seiten der „Anderen“ angewiesen ist. Folglich macht die räumliche Konstitution des „Eigenen“ – oft gepaart mit sozialen, ethnischen oder sonstigen Kriterien – das „Andere“ zum „Anderen“, wobei diese Differenzierung auf kultureller Praxis basiert (vgl. Said 2003 [1978]: 54).

Zweitens, wie das Zitat weiter veranschaulicht, wirken *Imaginative Geographien* und die dabei wesentliche Unterscheidung zwischen „eigenen“ und „anderen“ Räumen auch auf die Konstitution der eigenen Identität bzw. Subjektivität zurück. Ausgehend von Said's Annahme der Verstrickung von Imperialismus und Orientalismus handelt es sich dabei im Wesentlichen um imperiale Subjekte. In anderen Worten,

“the role imaginative geographies play in forming a sense of place through understandings of belonging and non-belonging in space, also forcefully produce a sense of self, an imperial identity“ (Leroux 2008 online).

Ein weiteres Konzept, nämlich jenes der *Mental Maps*, ist Said's Verständnis von *Imaginativen Geographien* insofern ähnlich, als beide Konzepte geographische Räume als (individuelle oder kollektive) Konstruktionen verstehen. Der Begriff *Mental Maps*⁷ kommt ursprünglich aus der Kognitionspsychologie und gewann in den 1960ern durch dessen Verwendung in der Geographie und Stadtplanung an Popularität (vgl. Schenk 2013 online). Es handelt sich dabei um „Repräsentationen räumlichen Wissens im menschlichen Gehirn“ (Schenk 2013 online). Das heißt im Mittelpunkt stehen „subjektive Vorstellungen räumlicher Gegebenheiten [...] die vom individuellen Standpunkt, Blickwinkel und Bewegungsradius abhängen und die Welt so abbilden, wie sie sich dem jeweiligen Beobachter darstellt“ (ebd.). Dabei geht es nicht nur um die individuell-subjektive Verortung von Positionen im Raum, sondern auch um die Zuschreibung qualitativer Eigenschaften sowie von Bedeutungen und Bewertungen (vgl. Schenk 2013 online). Die kognitionspsychologische, aber auch die geographische Forschung fokussiert dabei vor allem auf das Individuum und dessen räumliche Orientierung in

⁷ Insbesondere in der psychologischen Forschung wird auch der Begriff *cognitive map* verwendet.

seiner/ihrer näheren Umgebung (vgl. Schenk 2013 online; 2002: 495). Dies wird bei historischen Ansätzen der *Mental Maps*-Forschung sowie bei jenen der Sozial- und Kulturwissenschaften um eine kollektive Perspektive erweitert. Das heißt im Zentrum steht dabei, „wie persönliche Raumvorstellungen durch kulturell vermittelte (Welt-) Bilder beeinflusst werden und wie kollektiv geteilte Repräsentationen einer – erfahrenen oder imaginierten – räumlichen Umwelt auf Prozesse kultureller Gemeinschafts- und Identitätsbildung zurückwirken“ (Schenk 2013 online). Somit wird davon ausgegangen, dass auch Gruppen oder Gemeinschaften kollektiv geteilte räumliche Vorstellungen haben. Bei der kulturwissenschaftlichen *Mental Maps*-Forschung werden dafür vor allem Länderdarstellungen, Reiseberichte, Korrespondentenberichte, Karten, Karikaturen und sonstiges (historisches) Bild- und Textmaterial als Quelle herangezogen (vgl. Schenk 2013 online).

Das Konzept der *Mental Maps* unterscheidet sich somit in einigen Punkten von jenem der *Imaginativen Geographien*. Beispielsweise fokussiert Ersteres – zumindest ursprünglich – vor allem auf individuell-kognitive Prozesse der Konstruktion und Ordnung der räumlichen Umwelt. Bei Letzterem geht es vor allem um einen kulturell bedingten gesamtgesellschaftlichen Blick auf Raum. Darüber hinaus fokussiert Said's Konzept der *Imaginativen Geographien*, wie auch sein Orientalismus-Begriff im Allgemeinen, stark auf (imperiale) Macht bzw. die machtpolitischen Implikationen der Repräsentation von geographischen Räumen. Beim Konzept der *Mental Maps* wird dieser Aspekt weniger beachtet.

Stärker auf den narrativen Charakter von geographischen Räumen fokussiert das Konzept des *Erzählten Raumes* bzw. *Erzählraums* oder jenes der *Geographischen Narration*. Der Begriff des *Erzählten Raumes* rückt primär die sprachliche Konstruktion geographischer Räume in das Zentrum, wie Harendt und Sprunk argumentieren: „Der Begriff Erzählter Raum bezeichnet den imaginierten, im Akt des Erzählens konstituierten Raum, der über wiederholende und an gängige Vorstellungen anschließendes Sprechen als ‚Tatbestand wirklich‘ und als Toponym, z.B. Russland, China oder Alt-Europa, verortbar wird“ (Harendt und Sprunk 2010: 81). Komplementär dazu ergänzen die Autorinnen, dass eine Medienanalyse von Weltbildkonstruktionen auch das performativ-Gezeigte – d. h. nicht-sprachliche, bildhafte oder materielle Aspekte – bzw. den sogenannten *Erzählraum* berücksichtigen müsse (vgl. Harendt und Sprunk 2010: 88).

Der Begriff der *Geographischen Narration* hingegen legt den Schwerpunkt weniger auf das fertige Resultat, sondern stärker auf den „Akt des Weltbild-Konstituierens“ (Harendt 2019: 191). Durch bestimmte, sich wiederholende Muster des Erzählens werden Räume konstruiert. *Geographischen Narrationen* drücken sich einerseits durch die Art und Weise des Erzählens und andererseits durch inhaltliche Aspekte aus und konstituieren Teile geographischer

Weltbilder (vgl. Harendt 2019: 192). „Als Sprachpraktiken bzw. Erzählmuster sind Geographische Narrationen Ausdruck des >Mit-und-über-die-Welt-Sprechens<. Sie führen als (wirklichkeits-)konstituierende Sprachpraktiken zur Herstellung, Reproduktion, Etablierung und Konservierung geographischer Weltbildvorstellungen“ (2019: 193), so Harendt. Es handelt sich dabei zwar um grundsätzlich individuelle Raumvorstellungen, die jedoch in einer größeren, überindividuellen und gesamtgesellschaftlichen Perspektive bzw. Raum-Diskurs eingebettet sind (ebd.).

Insbesondere die theoretische Zusammenführung von Individuum und überindividuellen Weltbildvorstellungen, die auch in bestimmten Konzeptualisierungen von *Mental Maps* sowie jenen des *Erzählten Raumes* bzw. *Geographischen Narration* berücksichtigt wird, scheint für vorliegende Arbeit gewinnbringend. Es macht die Konzepte mit den Prinzipien einer ethnohistorischen Forschung anschlussfähig bzw. erweitert diese mit einer räumlichen Dimension. Somit werden die Inhalte der vermittelten räumlichen Vorstellungswelten bzw. die Assoziationen und „Bilder“, welche in den Beschreibungen der Kriegsgefangenen mit dem Raum Zentralasien in Verbindung gebracht werden, sowohl als Produkt allgemeiner kultureller Konventionen und Normen gesehen. Gleichzeitig sind diese durch die biographischen Hintergründe der Individuen und dessen Entscheidungen bedingt bzw. spiegeln diese wider. Dadurch wird versucht dem „totalen Ideologieverdacht“, der bei Said kritisiert wurde, zu entkommen.

2.1.3.1 Imaginative Geographien und Mental Maps von Zentralasien

Franziska Torma (2011) identifiziert in ihrer Abhandlung zur Geschichte deutscher Forschungsreisen nach Mittelasien zwischen 1890 und 1930 drei wesentliche *Imaginative Geographien* bzw. *Mental Maps*, welche die Wahrnehmung, Erforschung und Erschließung der Region (mit-)bestimmen.

Erstens wird der Begriff „Orient“ erwähnt. Auch wenn in der deutschen Geographie der „Orient“ grundsätzlich als politischer Raum und als ein Teil der Erdoberfläche konzeptualisierte wurde, so entzog sich der Begriff nichtsdestotrotz einer klaren natur- und geowissenschaftlichen Abgrenzung. Vielmehr gab es bereits um 1900 ein Bewusstsein, dass es sich dabei um eine Konstruktion bzw. „Assoziationslandschaft und Produkt der europäischen Imagination“ (Torma 2011: 46) handle und dass der Begriff „Orient“ vor allem imaginativen und emotionalen Charakter aufweist. Es ist somit ein mehrdeutiger Terminus und insbesondere diese „geografische und semantische Unschärfe des Begriffes ‚Orient‘ bedingte zum großen Teil seine faszinierende Wirkung“ (Torma 2011: 46). Einerseits gab es die Assoziation als das Verborgene und Versunkene und gleichzeitig wurde es auch als ein räumlich, zeitlich und kulturell entfernter europäischer Ursprung angesehen (ebd.).

In Turkestan wurde der „Orient“ insbesondere den Städten (Samarkand, Buchara etc.) sowie den Dörfern in den Tälern zugeschrieben und diese als romantische Orte konzeptualisiert (vgl. Torma 2011: 47). Es gab die Vorstellung, dass der „Orient“ das entfernte „Andere“ und ein Gegenpol Europas sei. Trotzdem wurde der Begriff als, mit Europa bzw. dem „Okzident“ verwoben, konzeptualisiert – vor allem im Sinne einer gemeinsamen Vorgeschichte (ebd.). Zweiter Begriff ist jener der „Wildnis“. Dieser „bezog sich auf eine, jenseits der menschlichen Geschichte und Gesellschaft verortete Natur“ (Torma 2011: 48). Semantisch wurde diese Kategorie vor allem mit dem „Erhabenen“, dem „Unberührten“, der „*frontier*“ und dem „Sublimen“ assoziiert. Es gab die Vorstellung des unerschlossenen Raumes als ursprünglichen, aber auch unbekannten Naturraums, der unzivilisiert sei und Gefahr mit sich bringe. Torma schreibt: „Wildnis war als emotional-kognitive Kategorie in sich selbst gebrochen zwischen paradiesischer Natur und gefährlichem Außenraum“ (2011: 48). Das Narrativ der „Wildnis“ wurde vor allem in Reiseberichten und im Marketing von Forschungsunternehmungen verwendet. In Turkestan fielen Berge, Gletscher, Wüsten, Steppen und Flüsse in diese Kategorie (vgl. Torma 2011: 49). Bergdörfer wurden in einem Raum zwischen „Wildnis“ und „Orient“ verortet (vgl. Torma 2011: 47). Darüber hinaus stellte die Wildnis Turkestans eine „innere romantische Erlebniskategorie“ (Torma 2011: 49) dar, welche Gefühle von Freiheit und Kindheitserfahrungen hervorrief. Drittens wird die Vorstellung des „weißen Flecks“ erwähnt. Verstanden als ein Raum, der noch nicht (von Europäern) erschlossen wurde bzw. als ein Raum des „Nichts“ und des (wissenschaftlichen) Neulandes war das Konzept der „weißen Flecken“ im europäischen Selbstverständnis verankert. Gleichzeitig war es ein Ausdruck der Machtausübung, denn dadurch wurde einerseits einheimisches Wissen ausgeblendet. Andererseits wurden die BewohnerInnen nicht im gleichen zeitlichen Horizont verortet. Interessanterweise ist das Narrativ der „weißen Flecken“ mit zunehmender Forschungstätigkeit nicht aufgegeben worden, sondern wurde immer wieder reproduziert (vgl. Torma 2011: 50f.).

2.2 Datenmaterial und methodische Herangehensweise

Zur Analyse der Fallbeispiele werden vor allem im Nachhinein verfasste und publizierte Memoiren einzelner Soldaten der k. u. k. Armee, die sich im bzw. nach dem Ersten Weltkrieg in russischer Kriegsgefangenschaft in Turkestan befanden, herangezogen. Der Fokus meiner Analyse liegt auf schriftlichen Darstellungen. Abbildungen, die in dieser Arbeit vorkommen, haben eher illustrativen Charakter.

Eine genaue Auflistung des bearbeiteten Datenmaterials der insgesamt fünf Fallbeispiele findet sich in den jeweiligen Abschnitten. Die Auswahl der Fälle fand unter anderem auf Basis des Vorhandenseins von einerseits quantitativ ausreichendem Material statt. Andererseits spielte auch der Inhalt eine Rolle. Es wurden vor allem Personen ausgewählt, in deren

Beschreibungen vermehrt eine „Außenperspektive“ eingenommen wurde, das heißt die ihre Erlebnisse mit der Umgebung und lokalen Bevölkerung schildern und nicht nur auf das Lagerleben und die persönliche Situation fokussierten. Abhängig von den jeweiligen Bedingungen der Gefangenschaft, aber auch von den Interessen der Personen, fand dies zu einem unterschiedlichen Ausmaß statt.

Gemäß der Klassifikation der Quellentypen der Ethnohistorie nach Wernhart und Binter (2014: 54f.) beschäftige ich mich somit vor allem mit (publizierten) schriftlichen Quellen. Wie die AutorInnen anmerken, können diese eher den Charakter von Erlebnisberichten oder Landeskunden haben, wobei eine eindeutige Zuordnung oft nicht möglich ist (vgl. Wernhart und Binter 2014: 54). Insbesondere für die Kontextualisierung der Darstellungen in den Memoiren werden auch unpublizierte Quellen, Archivmaterial, Bilder sowie Zeitschriften und Zeitungsartikel herangezogen (vgl. Wernhart und Binter 2014: 55–60).

In gewisser Weise kann das Material analytisch auch als eine Form der Reiseliteratur angesehen werden. Denn, auch wenn der Kontext der Entstehung hier eher – jedoch nicht ausschließlich – eine unfreiwillige Bewegung in Zeit und Raum war, so steht – wie bei der Reiseliteratur – „die Begegnung, Erfahrung und Auseinandersetzung mit Neuem, Unbekanntem, Fremdem, Anderem“ (Harendt 2019: 160) im Zentrum. Es wird eine Verbindung zwischen dem „Dort“ und „Hier“ hergestellt, wobei der/die AutorIn gegenüber den LeserInnen „aufgrund seiner Vor-Ort-Erfahrung zum Zeugen für den Wahrheitsgehalt des Vermittelten“ (Harendt 2019: 165) aufsteigt.

Methodisch wird versucht die Texte verstehend nachzuvollziehen, um die Sicht der Subjekte der Kriegsgefangenen zu rekonstruieren. Das heißt das grundlegende Erkenntnisprinzip ist jenes des „Verstehens“ (vgl. Flick 2019 [1995]: 95). Dieser Prozess hat dabei nicht den Anspruch auf Objektivität oder Allgemeingültigkeit. Vielmehr handelt es sich um selektive Konstruktionen, welche durch das Subjekt des/der Interpretierenden mitgestaltet sind (vgl. Flick 2019 [1995]: 29). Uwe Flick erwähnt die von Schütze getroffene Unterscheidung zwischen Konstruktionen ersten und zweiten Grades (vgl. 2019 [1995]: 110). Die von den Kriegsgefangenen textlich geschaffenen Konstruktionen ersten Grades werden somit durch die Analyse in Konstruktionen zweiten Grades überführt.

Das Datenmaterial der einzelnen Fallbeispiele wird zuerst induktiv, d. h. vom Material ausgehend, bearbeitet. Dabei sollen möglichst offen Themenkomplexe herausgearbeitet werden, die gemäß der Forschungsfrage auf Aspekte des „Lokalen“ bzw. „Anderen“ oder „Fremden“ Bezug nehmen. In einem zweiten Schritt werden die, entlang der Fallbeispiele herausgearbeiteten, Sachverhalte dann im zusammenfassenden Kapitel stärker abstrahiert und in Beziehung zueinander gesetzt. Dadurch sollen zentrale Themenkomplexe und Topoi der Darstellung des Raumes bestimmt werden.

In all diesen Schritten ist es wesentlich, das herangezogene Datenmaterial bzw. die Quellen soweit möglich (historisch) zu kontextualisieren und ideologisch-kritisch zu durchleuchten. Nur dadurch kann eine adäquate Interpretation durchgeführt werden.

Es wird zwischen einer „äußeren“ oder formalen Quellenkritik und jener, die sich auf „innere“ oder inhaltliche Aspekte konzentriert, unterschieden (vgl. Wernhart und Binter 2014: 65; Wietschorke 2014: 166ff.). Das Verfahren ist dabei ähnlich wie in der Geschichtswissenschaft, jedoch unterscheidet sich die Interpretation, da vorwiegend Konzepte und Begriffe der Ethnologie bzw. Kultur- und Sozialanthropologie verwendet werden (vgl. Wernhart 2014: 41; Wernhart und Binter 2014: 65).

Bei der „äußeren“ Quellenkritik geht es nach Wietschorke vor allem um die Berücksichtigung der Entstehungs- und Überlieferungszusammenhänge, um die Beachtung der Spezifika einer jeweiligen Quellengattung (z. B. Konventionen des Schreibens von Tagebüchern oder Memoiren am Anfang des 20. Jahrhunderts) sowie um die Materialität der Quelle (vgl. 2014: 166f.). Die „innere“ Quellenkritik wiederum zielt auf die Inhalte ab und es wird somit der Aussagewert auf inhaltlicher Ebene geklärt. Einerseits die Frage, welche Informationen im Text vorhanden sind und ob es sich um einen präskriptiven, deskriptiven oder fiktiven Text handelt, aber auch welchen Charakter der Text aufweist (Propaganda, Satire, Analyse etc.) (vgl. Wietschorke 2014: 167). Andererseits geht es um die darin enthaltene AkteurInnenkonstellation und die Positionalität der Aussagen. Das heißt die Analyse konzentriert sich darauf, „*wer eine Aussage von welchem Standort aus macht, aus welcher Perspektive also jeweils gesprochen wird*“ (Wietschorke 2014: 168). Dadurch lassen sich „*unterschiedliche Perspektiven auf den gleichen Vorgang beziehungsweise ähnliche Vorgänge herausarbeiten, die etwas über die Akteur_innen, ihre sozialen Milieus, ihre Selbst- und Fremdbilder sowie allgemein über ihre kulturellen Referenzen und Deutungsspielräume aussagen*“ (Wietschorke 2014: 168).

Als letzten Punkt nennt Wietschorke noch die Wichtigkeit der Kontextualisierung der Quellen in größeren (kulturellen, politischen, ökonomischen) Zusammenhängen, wodurch Aussagen über den Einzelfall hinaus an Bedeutung gewinnen (vgl. 2014: 168f.). Das heißt es gilt einerseits die metahistorischen, aber auch die individuell-biographischen Bedingungen zu berücksichtigen (vgl. Gingrich und Zips 2006: 252). Dadurch soll es möglich sein, Motive und Motivationen von spezifischen Darstellungsweisen zu rekonstruieren. Das ist insbesondere bei den – im Nachhinein verfassten – Publikationen von Bedeutung. Denn diese enthalten nicht nur Repräsentationen von Zentralasien, sondern sie wurden auch im Kontext veränderter (politischer) Verhältnisse in Europa verfasst und die Art der Beschreibung der Gefangenschaft stellt folglich eine Positionierung innerhalb dieser dar.

2.3 Weiteres Datenmaterial

Abgesehen von den, in dieser Arbeit inhaltlich behandelten Fallbeispielen befindet sich im Anhang 1 ein – nach Individuen organisierter – tabellarischer Überblick über weitere deutschsprachige Erinnerungsliteratur und Archivmaterial. Die Liste umfasst ausschließlich Material von kriegsgefangenen Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee und zum Teil auch von reichsdeutschen Staatsbürgern, die sich im und nach dem Ersten Weltkrieg (auch) in Turkestan aufhielten. Nicht angeführt sind Berichte von anderen (ausländischen) AkteurInnen in der Region, wie beispielsweise von Rot-Kreuz-Schwestern. Fast das gesamte im Anhang angeführte Material ist in österreichischen Bibliotheken, Archiven und ähnlichen Einrichtungen verfügbar, unberücksichtigt blieb jedoch jenes in Privatbesitz. Anzumerken gilt es darüber hinaus, dass kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben wird, sondern dies vielmehr als Ausgangspunkt für weitere Recherchen zu verstehen ist.

Inhaltlich gilt es allgemein anzumerken, dass in den Beschreibungen mancher Autoren antisemitische Äußerungen bzw. antisemitische Stereotype vorkommen, wie dies auch Verena Moritz (vgl. 1995: 13) erwähnt.

3 Historischer Kontext

Das folgende Kapitel soll einen historischen Überblick und Kontext für die darauffolgenden Fallbeispiele geben. Es handelt sich dabei nicht um eine allumfassende Abhandlung der historischen Ereignisse, vielmehr werden einzelne Aspekte herausgriffen, die in den Fallbeispielen thematisiert werden bzw. für ein Verständnis dieser relevant erscheinen. Der erste Abschnitt widmet sich allgemein der kolonialen Situation in Turkestan als Teil des Russischen Reichs. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich verstärkt mit dem Phänomen der österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenschaft in der Region bis zum Beginn der Aufstände und revolutionären Ereignisse. Die Auswirkungen dieser Veränderungen auf die Internierten, als diese zu „Geiseln der Mächteinteressen“ (Mark 2013: 169) wurden sowie die Entwicklungen in der Region bis etwa 1920 werden im darauffolgenden Teil thematisiert. Der letzte Abschnitt geht noch auf die Kriegsgefangenen nach der Rückkehr nach Österreich und innerhalb veränderter (politischer und gesellschaftlicher) Verhältnisse ein.

3.1 Turkestan als Kolonie des Russischen Reiches

Die Geschichte der Interaktion zwischen russischen Bevölkerungsgruppen und kasachischen Nomaden reicht lange zurück. Es dauerte jedoch bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dass das Russische Reich die kasachische Steppe „im Geiste der europäischen kolonialen Expansion“ (Kappeler 2006: 140) annektierte (vgl. Kappeler 2006: 140f.). Nach einer weiteren Einflussweiterung Richtung Süden wurde 1967 eine neue politische Einheit, das Generalgouvernement Turkestan, gegründet (vgl. Campbell 2021: 29). Jedoch erst 28 Jahre später, mit dem britisch-russischen Abkommen 1895 über den Grenzverlauf zu Afghanistan im Pamir, erreichte Russland seine größte territoriale Kontrolle in Zentralasien (vgl. Campbell 2021: 28). Das Generalgouvernement Turkestan bestand aus den Territorien der heute unabhängigen Staaten Tadschikistan, Turkmenistan, Kirgistan, Usbekistan und dem südlichen Teil von Kasachstan (siehe Abbildung 1). Die Verwaltungseinheit gliederte sich einerseits in



Abbildung 1: Russisch-Turkestan im Ersten Weltkrieg (Quelle: Mark 2013: Vorsatzpapier)

die Turkestanische Region (rus. *Turkestanskij kraj*), bestehend aus den Gebieten (rus. *oblast'*) Syr Darja, Samarkand, Ferghana, Siebenstromland (rus. *Semiretsch'e*) und Transkaspien (vgl. Mark 2013: 14). Darüber hinaus gab es das Emirats von Buchara und das Khanat von Chiwa, die bis zum Ende des Bestehens des Russischen Reiches ihren Status als Protektorate aufrechterhielten. Das ehemalige Khanat von Kokand erfuhr hingegen im Zuge dieses Eroberungsprozesses eine gänzliche Auflösung (vgl. Campbell 2021: 29; Kappeler 2006: 143). Die Steppenregionen nördlich von Turkestan wurden 1881 zum Generalgouvernement der Steppe vereint und unterlagen anderen rechtlichen Regelungen (vgl. Campbell 2021: 30).

Die Motivationen für die militärische Eroberung von Zentralasien waren vielfältig. Eine zentrale Rolle spielten (polit-)strategische Faktoren, wohingegen rein ökonomischen Motiven eher weniger Bedeutung zugeschrieben wird (vgl. Kappeler 2008: 162; Khalid 2021: 76). Das sogenannte *Great Game*, die Rivalität des britischen und russischen Imperiums über Einflussphären in (Zentral-)Eurasien, wird immer wieder als Erklärungsansatz herangezogen. Alexander Morrison argumentiert jedoch, dass die praktische Bedeutung des *Great Game* für die Region lange Zeit überschätzt wurde und es sich primär um eine ideologische Auseinandersetzung zwischen zwei Reichen mit kolonialem Anspruch handelte (vgl. 2014: 132).

Das russische Selbstverständnis hat sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts verändert und folglich unterschied sich die Eroberung Zentralasiens fundamental von früheren territorialen Expansionen und Interaktionen in der kasachischen Steppe (vgl. Kappeler 2006: 140). Das Russische Reich verstand sich zunehmend mehr als europäische Großmacht und übernahm eine ähnliche Idee von Entwicklung und „Zivilisierungsmission“, welche zur Legitimation der Eroberung Zentralasiens herangezogen wurde. Es gab die Vorstellung, dass es eine Verpflichtung sei, den „rückständigen“ Völkern Zentralasiens die „Europäische Zivilisation“ und den Fortschritt zu bringen und sie folglich auch vom „Asiatischen Despotismus“ zu befreien. Gleichzeitig hatte die Eroberung jedoch auch die Funktion, die eigene Zugehörigkeit zur „Liga“ der europäischen Kolonialmächte unter Beweis zu stellen (vgl. Hofmeister 2016: 411f.). Das heißt auch die Frage von Prestige spielte eine Rolle (vgl. Khalid 2021: 77). „Zivilisation“ wurde mehr oder weniger mit „Russifizierung“ gleichgesetzt (vgl. Hofmeister 2016: 418) und primär mit Christentum in Verbindung gebracht, wohingegen der Islam als Hürde für Fortschritt konzeptualisiert wurde (vgl. Hofmeister 2016: 427). Hofmeister argumentiert jedoch: „The civilizing mission, to loudly publicized by imperial propagandists, remained almost entirely rhetorical“ (2016: 413).

Trotz dieser Rhetorik fand jedoch keine grundlegende gesellschaftliche Transformation statt bzw. massive Interventionen in das sozio-kulturelle Leben blieben aus. Der erste Generalgouverneur, nämlich Konstantin von Kaufman, der zwischen 1867 und 1882 an der Macht war, führte die Politik des Ignorierens (rus. *ignorirovanie*) oder der Nichteinmischung⁸ ein. Ein wesentlicher Grund dafür war die Tatsache, dass den Muslimen Zentralasiens Fanatismus zugeschrieben wurde, der durch Interventionen provoziert werden würde. Deshalb hat Kaufman auch die Missionsarbeit bei der sesshaften Bevölkerung Zentralasiens zum Großteil verboten (vgl. Hofmeister 2016: 425). Gleichzeitig war der Generalgouverneur so überzeugt von der eigenen – aus seiner Sicht – so offensichtlichen „kulturellen Überlegenheit“, dass er von einer freiwilligen Veränderung des Lebensstils der indigenen Bevölkerung

⁸ Es gibt auch andere Bezeichnungen für die Politik Kaufmans. Campbell (2021: 33) spricht beispielsweise von einer *policy of disinterest*.

ausging, wie Hofmeister argumentiert: „Kaufman repeatedly expressed his conviction that Russian superiority was so obvious that Central Asians would soon voluntarily adopt the Russian way of life, rendering any state measures to enforce Russian Civilization unnecessary” (2016: 425). Obwohl die Politik bei den Nachkommen Kaufmans teilweise umstritten war, hat sich diese im Wesentlichen nicht verändert, unter anderem aufgrund des Fehlens von Alternativen und begrenzter finanzieller Ressourcen (vgl. Khalid 2009: 423f.).

Ein weiteres Charakteristikum der Kolonie Turkestan war die fehlende rechtliche und politische Integration. Die nomadische und sesshafte indigene Bevölkerung wurde als „Fremdstämmige“ (rus. *inorodzy*) klassifiziert. Dies hatte zur Folge, dass sie von den allgemeinen Gesetzen des Imperiums ausgenommen waren und auch keinen Wehrdienst leisten mussten (vgl. Khalid 2009: 418f.). Eine Veränderung stellte zu diesem Zeitpunkt die Tatsache dar, dass der Begriff nicht nur die nomadische, sondern auch sesshafte Bevölkerung subsumierte (ebd.). In Turkestan selbst wurde die indigene Bevölkerung meist als „Einheimische“ (rus. *tusemzy*) bezeichnet. Das heißt, „the indigenous population of Turkestan were natives of an alien, colonial territory, not aliens living in Russia itself” (Khalid 2009: 418f.). Und die Distanz zwischen den Herrschern und der einheimischen Bevölkerung bzw. die Exklusion von Letzterer war in Turkestan umfassender und größer als nirgendwo anders im Russischen Reich, so der Autor weiter (vgl. Khalid 2009: 420).

Darüber hinaus galt es als Teil des kolonialen Projekts die indigene Bevölkerung in verschiedene Gruppen einzuteilen und zu klassifizieren. Dabei wurden nach Kappeler folgende Unterscheidungen gemacht: „Sarten (erst sesshafte Muslime, dann eingeschränkt auf turksprachige Sesshafte), Tadziken (sesshafte iranischsprachige Muslime), Usbeken (turksprachige halb-nomadische, tribal organisierte Muslime), sowie die turksprachigen nomadischen Kirgisen (für Kasachen), Kara-Kirgisen (für Kirgisen), Karakalpaken und Turkmenen“ (Kappeler 2006: 149).

Das heißt für die heutige kasachische Bevölkerung wurde fälschlicherweise die Bezeichnung Kirgisen verwendet und analog dazu die eigentliche kasachische Steppe als kirgisische Steppe benannt. Nachdem in der russischen bzw. europäischen Ethnographie anfänglich diese zwei Ethnien gänzlich gleichgesetzt wurden, entwickelte sich später eine Differenzierung in Kirgis-Kaisaken für Kasachen und Kara-Kirgisen für die heutigen Kirgisen (vgl. Sidikov 2003: 173). Auch in den Berichten der Kriegsgefangenen findet sich dieser „russische Blick“.

Auch der Begriff „Sarte“ erfuhr multiple Veränderungen. Anfänglich von den russischen Herrschern für die sesshafte Bevölkerung Zentralasiens verwendet, wurde er später auf die turksprachige sesshafte Bevölkerung eingeschränkt. Kritik an der künstlichen Konstruktion des Begriffes reicht bis ins 19. Jahrhundert zurück. Am Anfang der sowjetischen Periode wurde die Kategorie dann zunehmend nicht mehr verwendet. (vgl. Khalid 1998: 199–209)

Allgemein lässt sich konstatieren, dass die Einteilung der Bevölkerungsgruppen in Turkestan oft nicht eindeutig und widersprüchlich war, was einerseits auf fehlendes Wissen zurückzuführen ist, andererseits aber auch auf die multiple Selbstidentifikation der einzelnen Personen oder Gruppen (vgl. Kappeler 2006: 149).

Die Klassifikation und Exklusion der indigenen Bevölkerung hatte auch wesentliche Bedeutung für die in Turkestan lebenden Slawen und ihre Rolle im kolonialen Setting. Dies waren meist Kleinbauern oder Kosaken, die sich primär in den nördlichen Steppenregionen Turkestans, d. h. im Semirech'e und Syr Darya *oblast*, ansiedelten (vgl. Khalid 2009: 420f.). Bis in die 1880er Jahre war die offizielle Ansiedelung in Turkestan von den russischen Behörden begrenzt, nichtsdestotrotz gab es irreguläre Migration. Dann wurde die Ansiedlung von Kleinbauern erlaubt und im Zuge der Russifizierungs- und Modernisierungsagenda von Nikolaus II später sogar forciert, auch wenn dies nicht unumstritten war (vgl. Campbell 2021: 35f.). Laut Kappeler umfasste der gesamte Anteil slawischer Siedler in Turkestan im Jahr 1911 etwa 6 Prozent und war somit relativ gering im Vergleich zu den nördlich des Generalgouvernements gelegenen Steppenregionen (vgl. 2006: 150). Es gab kaum Austausch zwischen den Bevölkerungsgruppen. „Sesshafte Ostslawen und nomadische Kasachen und Kirgisen lebten in unterschiedlichen Welten“ (2006: 152), so Kappeler. Das Verhältnis war folglich durch Konflikte über Anbau- bzw. Weidegebiete gekennzeichnet.

Der russische Staat sah diese slawischen Siedler als loyalen Teil der Bevölkerung Turkestans an und insbesondere jene in urbanen Regionen – vor allem Kaufleute, Militärs, Verwaltungspersonen – verstanden sich auch explizit als Europäer in einem kolonialen Kontext. Sie separierten sich explizit von der indigenen Bevölkerung, auch in räumlicher Hinsicht. In den größeren Städten wie Taschkent entstanden neue moderne Stadtteile in europäischem Stil, die neben den sogenannten „Altstädten“, wo die sesshaften Einheimischen wohnten, existierten. Nichtsdestotrotz gab es keine rechtliche Segregation (vgl. Khalid 2009: 420f.). In den kleineren Städten der Wüsten- und Steppenregionen lebten hingegen fast ausschließlich slawische Bevölkerungsgruppen und andere Nicht-Indigene, da sich die einheimischen Nomaden kaum in den Städten niederließen (vgl. Kappeler 2006: 151).

Eine nicht-indigene Bevölkerungsgruppe in Turkestan zu dieser Zeit waren beispielsweise auch ethnische Deutsche. Am Anfang des Ersten Weltkrieges sollen etwa 10.000 Deutsche in Turkestan gelebt haben, vor allem in Syr Darja, Transkaspien und der Stadt Taschkent. Im Vergleich zu den anderen deutschen Siedlungsgebieten im Zarenreich war diese Zahl relativ gering und die Gruppe auch sehr heterogen. Es gab beispielsweise russlanddeutsche Kolonisten – beispielsweise Mennoniten am Fluss Talas – Deutschbalten oder Einzelpersonen bzw. Familien aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, die sich im Zarenreich niederließen. Oft handelte es sich um Personen, die bereits im Russischen Reich geboren waren, sich kulturell bzw. sprachlich angepasst haben und nur durch ihren Familienhintergrund

oder Namen als ethnische Deutsche zu erkennen waren (vgl. Mark 2013: 49f.). Nichtsdestotrotz entwickelten sich bereits vor dem Krieg und insbesondere ab 1914 nicht nur in Russland, sondern auch in Turkestan antideutsche Stimmung und Aversion im Sinne eines äußeren und auch inneren Feindes (vgl. Mark 2013: 52–56). Auf der Ebene der Zivilbevölkerung war dies jedoch weniger ausgeprägt (vgl. Mark 2013: 57–59).

Abgesehen davon lebten noch sogenannte Bucharische Juden in der Region. Dieser Begriff, welcher von russischen und – unabhängig davon – auch britischen und indischen Reisenden entstammt, ist ein Terminus der allgemein für die jüdische Bevölkerung in Zentralasien verwendet wird. Diese sprachen ursprünglich einen jüdischen Dialekt des Tadschikischen und sie bezeichnen sich selbst als Isro'il oder Yahudi. Die Geschichte der Juden in Zentralasien geht bis in die vor-islamische Periode der Region zurück. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts entwickelte sich in Zentralasien jedoch ein Rückgang des jüdischen Brauchtums, unter anderem durch die Isolation der jüdischen Gemeinden und aufgrund Zwangskonversion zum Islam. Durch die Anstrengungen des marokkanischen Juden Joseph Maman Maghribi blühte das spirituelle und kulturelle Leben in Zentralasien wieder auf, wobei er auch die sephardische Tradition einführte. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wird die Anzahl der zentralasiatischen Juden auf etwa 16.000–17.000 beziffert. (vgl. Zand 2000 online)

Mit der russischen Eroberung kamen auch aschkenasische Juden aus Mittel- und Osteuropa in die Region, zum Teil auch als Kriegsgefangene (siehe Fallbeispiele). Es trafen folglich zwei unterschiedliche Traditionen der jüdischen Kultur in Zentralasien aufeinander.

Abgesehen von der Politik der Nichteinmischung in das sozio-kulturelle Leben der Einheimischen Zentralasiens ereigneten sich in Bezug auf die Infrastruktur tiefgreifende Veränderungen. Neben dem bereits erwähnten Entstehen von neuen Stadtteilen gilt es in diesem Zusammenhang insbesondere den Bau von Eisenbahnstrecken, wie dem strategisch wichtigen und 1906 fertiggestellten Teil zwischen Orenburg und Taschkent, zu erwähnen. Aber auch in ökonomischer Hinsicht fanden weitreichende Transformationen statt. Vor allem der massive Ausbau der Baumwollproduktion war signifikant. Beispielsweise waren im Jahr 1885 im Ferghanatal nur 14 Prozent der Anbauflächen mit Baumwolle bestellt und im Jahr 1915 waren es bereits 40 Prozent. Die Forcierung der Baumwollproduktion in Turkestan gestaltete sich dabei ähnlich jener in westlichen Kolonialreichen (vgl. Kappeler 2008: 167).

Allgemein lässt sich jedoch feststellen, dass die indigene Bevölkerung von der, in die Region gebrachten, Modernität ausgeschlossen wurde und dass Exklusion ein zentrales Charakteristikum der kolonialen Situation in Turkestan darstellte; auch in politischer und rechtlicher Hinsicht, wie oben gezeigt wurde. Khalid resümiert: „The ‘native’ population occupied a special place in the variegated landscape of imperial classification, one that was marked by exclusion and by the maintenance of difference from the core population of the

empire (or, rather, from what was turned into the core population of the empire by the colonial experience of Turkestan)" (2009: 442).

Ab 1914 hatte der Erste Weltkrieg wesentliche negative Auswirkungen auf Zentralasien. Die Folgen des Krieges und die sich dadurch radikal verschlechternde Lebenssituation läutete das Ende des „kolonialen Friedens“ ein. Zusätzliche Steuern für den Krieg beeinflussten die lokale Wirtschaft negativ. Darüber hinaus verursachte der Krieg eine große Anzahl von Flüchtlingen und (österreich-ungarischen) Kriegsgefangenen, die nach Zentralasien strömten. Dadurch verschärfte sich nicht nur die Nahrungsmittelversorgung, sondern dies führte auch zu ethnischen Spannungen (vgl. Khalid 2021: 142). Khalid resümiert: „Although Central Asia was far from the front lines and its indigenous population was exempt from military service, it was nevertheless deeply affected by the war“ (2021: 140). Die Auswirkungen des Krieges und die damit einhergegangene krisenhafte Atmosphäre konstituierte die Ausgangslage für die Aufstände von 1916 und die darauffolgenden Revolutionen. Somit wurde der Anfang vom Ende des imperialen Russlands eingeläutet (siehe unten).

Bevor hier weiter auf die unmittelbaren Entwicklungen in Zentralasien eingegangen wird, widmet sich folgender Teil genauer der (österreich-ungarischen) Kriegsgefangenschaft in Russland und Turkestan. Der Fokus liegt dabei vor allem auf der Periode zwischen Gefangennahme und dem Beginn der Aufstände, also der Zeit als die Kriegsgefangenen, insbesondere die Offiziere, stärker an die Lager gebunden waren.

3.2 Kriegsgefangenschaft in Russland und Turkestan während des Ersten Weltkrieges

3.2.1 Quantitativer Überblick

Im Ersten Weltkrieg hielten sich insgesamt rund 2,4 Millionen Kriegsgefangene der Mittelmächte in Russland auf (vgl. Nachtigal 2008: 368 und 380). Die genaue Zahl von Soldaten der k. u. k. Armee in russischem Gewahrsam lässt sich unter anderem aufgrund unsystematischer Registrierung und unzureichender Meldung von Todesfällen nicht genau berechnen (vgl. Nachtigal 2003: 80f.). Nach Nachtigal bieten jedoch die, von der schwedischen Rot-Kreuz-Schwester Elsa Brändström angeführten, Zahlen von etwa 2.050.000 Personen der Mannschaft und – die relativ große Anzahl von – 54.146 Offizieren (inkl. Ärzte, Apotheker, Militärbeamte und Feldgeistliche) den besten Anhaltspunkt (vgl. Nachtigal 2003: 81).⁹ Somit konstituierten die Angehörigen der k. u. k. Armee mit etwa 2,1 Millionen die größte Personenanzahl von Kriegsgefangenen in Russland (etwas weniger als die Hälfte waren Slawen und je ein Viertel Deutschösterreicher und Magyaren) (vgl. Nachtigal 2008: 366).

⁹ siehe auch Brändström (1922: 8)

Zur Anzahl der Kriegsgefangenen im Generalgouvernement Turkestan gibt es bisher keine umfassende wissenschaftliche Abhandlung, sondern nur einige Anhaltspunkte. Vor allem am Anfang wurden insbesondere als nicht-freundschaftlich angesehene Ethnien, wie Deutsche, Magyaren, Juden oder Türken in die asiatischen Teile Russlands gebracht (vgl. Nachtigal 2008: 367) (siehe unten). Die ersten Kriegsgefangenen der österreichisch-ungarischen Armee sind in Turkestan bereits im September 1914 angekommen (vgl. Kotyukova 2017: 48). Die Anzahl überstieg nach Angaben von Kotyukova im Juni 1915 bereits 148.000 Personen und erreichte die Höchstzahl von etwa 200.000 Anfang 1916 (vgl. 2017: 49). Die letzte Zahl erwähnt auch Brändström (vgl. 1922: 48), wohingegen Nachtigal die Anzahl der in Turkestan internierten Soldaten im Frühling 1916 auf etwa 150.000 schätzt (vgl. 2008: 367). Aus verschiedenen Gründen, wie Tod, den politischen Umwälzungen sowie Flucht bzw. offizieller Rückkehr – auf die ich weiter unten noch genauer eingehe – ging die Zahl dann sukzessive wieder zurück. Ende 1917 befanden sich noch in etwa 50.000 (ehemalige) Gefangene der Mittelmächte, vor allem Personen der k. u. k. Armee, in der Region und diese Zahl reduzierte sich im nächsten halben Jahr weiter auf 35.000 im 1. Juni 1918 (vgl. Mark 2013: 169). Die letzten offiziellen Rückführungen fanden zu Beginn der 1920er statt.

3.2.2 Rechtliche Rahmenbedingungen

Grundsätzlich wurde die Gefangenenbehandlung im Ersten Weltkrieg in der Haager Landkriegsordnung (HLKO), die in zwei Konferenzen im Jahre 1899 und 1907 beschlossen wurde, festgehalten. Das heißt in Russland, Deutschland und Österreich-Ungarn gab es zwar kein konkretes, aber ein allgemeines gemeinsames Verständnis, wie Kriegsgefangene zu behandeln sind. Auch das Ende Oktober 1914 publizierte russische Kriegsgefangenenreglement entsprach im Wesentlichen den Grundsätzen des humanitären Völkerrechts und der HLKO (vgl. Nachtigal 2003: 91). Darüber hinaus wurden in mehreren Konferenzen zwischen 1915 und 1917 von Vertretern der – an der Ostfront beteiligten – Mächte sowie der jeweiligen Rot-Kreuz (RK)-Gesellschaften, aber auch durch die Vermittlung des schwedischen und dänischen Roten Kreuzes, Spezifikationen oder Zusatzvereinbarungen beschlossen (ebd.).

Die wesentlichste Auswirkung dieser Abmachungen war die Möglichkeit, dass Delegationen von RK-Schwestern die jeweiligen feindlichen Lager besuchen konnten (siehe unten). Dies soll jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Vereinbarungen durch technisch-administratives Unvermögen oder Unwillen in bestimmten Fällen auch nicht eingehalten wurden. Ein gängiger Völkerrechtsverstoß war die Praxis der Anwerbung, insbesondere von Slawen und Romanen, zum Kampf gegen die Heimatstaaten (vgl. Nachtigal 2003: 91f.). Die Ungleichbehandlung von Offizieren und Mitgliedern der Mannschaft, die zumindest bis zur

Machtübernahme der Bolschewiki 1917 praktiziert wurde, entsprach hingegen den Grundsätzen der HLKO (vgl. Rachamimov 2000: 66).

3.2.3 Gefangennahme, Transport und Lagerorte

Im Ersten Weltkrieg stellten Gefangennahmen an der Ostfront der Mittelmächte – im Gegensatz zur Westfront – ein massenhaftes Ereignis dar, bei dem meist eine große Anzahl an Soldaten auf einmal interniert wurde (vgl. Rachamimov 2000: 47; Davis 1983: 165). Beispielsweise wurden beim Fall der Festung Przemyśl im März 1915 rund 119.000 Soldaten der österreich-ungarischen Armee gefangen genommen (vgl. Rachamimov 2000: 47). 50.000 Kriegsgefangene kamen daraufhin nach Turkestan, vor allem nach Taschkent (vgl. Kotyukova 2017: 48). Darüber hinaus ereigneten sich solche „great ‘catches““ (Davis 1983: 165) – wie diese in der Literatur bezeichnet werden – auch in Galizien im Herbst 1914 sowie bei der Winteroffensive in den Karpaten zwischen 23. Jänner und 30. April 1915 (vgl. u. a. Rachamimov 2000: 47).

Rachamimov argumentiert, dass das Individuum in diesen Ereignissen wenig Handlungsspielraum hatte und folglich die jeweiligen Nationalitäten der Soldaten in diesen Vorgängen kaum eine Rolle spielten (vgl. 2000: 48). Die große Anzahl an Gefangennahmen sei vielmehr auf strukturelle Defizite in der österreich-ungarischen Armee zurückzuführen (vgl. Rachamimov 2000: 72). Auch Leidinger und Moritz merken an, dass sich aus den Listen der Militärbehörden „eine vermehrte Desertion aus nationalen Beweggründen im Großen und Ganzen nicht nachweisen“ (2003: 163) lasse. Vor allem slawische k. u. k. Soldaten gerieten jedoch in den Verdacht, der russischen Propaganda zum Wechsel zur gegnerischen Seite nachgekommen zu sein (vgl. Leidinger und Moritz 2003: 162).

Demgegenüber begründet Nachtigal die hohe Anzahl der Gefangennahmen von Soldaten der österreich-ungarischen und russischen Armee durch den Vielvölkercharakter dieser (vgl. 2006a: 168f.). Auch wenn das Vorhandensein innerer Spannungen zwischen einzelnen Nationalitäten in Österreich-Ungarn allgemein wenig Bedeutung für die übernationale k. u. k. Armee hatten, so konstituierte der Konflikt zwischen der tschechischen Bevölkerung und dem Habsburgerstaat eine Ausnahme in dieser Hinsicht. Dieser führte nämlich nicht nur zum Vorhandensein pro-russischer panslawischer bzw. anti-österreichischer Stimmung, sondern auch – so die Argumentation Nachtigals – zu einer hohen Anzahl von Gefangennahmen bzw. einer größeren Neigung sich zu ergeben (vgl. Nachtigal 2006a: 170f.).

Den Initiations- bzw. Transformationsprozess von der Gefangennahme bis zum Status als Kriegsgefangener unterteilt Rachamimov im Fall der Soldaten Österreich-Ungarns in drei Phasen. Erstens der Fußmärsche in das Hinterland. Zweitens die Zugfahrten zu den Sammelzentren (und dann auch weiter in die Lager), die oft mehrere Wochen oder Monate in Anspruch nahmen (vgl. Rachamimov 2000: 60–64). Diese fanden meist in sogenannten

„Tepluschki“ statt. Das waren umgebaute Vieh- oder Güterwagen mit dünnen Holzwänden und Pritschen sowie einem Ofen in der Mitte (vgl. Davis 1982: 37f.). In diesem Zusammenhang gilt es auch anzumerken, dass sich die Transportbedingungen zwischen Offizieren und Mannschaftssoldaten stark unterschieden. Insbesondere unter den Mannschaftssoldaten kam es zu einer hohen Sterberate. Andererseits schafften die schlechten hygienischen Bedingungen die Basis für Infektionskrankheiten und spätere Epidemien in den Lagern (vgl. Rachamimov 2000: 61; Nachtigal 2008: 367). Nach Mark sei diese jedoch nicht auf „Vernichtungsabsicht der zuständigen russischen Behörden“ (2013: 69) zurückzuführen, sondern auf „organisatorische und menschliche Defizite, Nachlässigkeit und Korruption“ (ebd.).

Als dritte Phase erwähnt Rachamimov die Zentren der Sortierung nahe Kiew oder Moskau. Dort sollte die Registrierung durch Angabe von Namen, Rang und einigen anderen Identitätsmerkmalen durchgeführt werden. Darüber hinaus fand an diesem Ort die Einteilung statt, in welche Region bzw. in welches Gefangenenlager eine Person kam. Vor allem am Anfang des Krieges waren die Sammelpunkte und Durchgangslager mit den großen Massen neuer k. u. k. Kriegsgefangener überfordert (vgl. Rachamimov 2000: 64f.). Zwei Merkmale waren in diesen Prozessen der Differenzierung und Trennung von besonderer Bedeutung, nämlich einerseits die Nationalität und andererseits der Rang der Soldaten (siehe unten).

Die Kriegsgefangenen wurden dann wieder per Bahn weiter in die Lagerorte gebracht. Diese befanden sich im Militärbezirk Turkestan, Sibirien und dem europäischen Russland. Kleinere Lager mit etwa 2000–10.000 Personen gab es vor allem im europäischen Teil und größere Lager (etwa 25.000–35.000 Gefangene) in Sibirien (vgl. Rachamimov 2000: 97). Elsa Brändström spricht von insgesamt 30 Lagern in Turkestan (vgl. 1922: 48).¹⁰ Bei Widerstand, Regelverstößen oder Fluchtversuchen wurden die Kriegsgefangenen meist in die besonders abgelegenen Lager wie Gulcha (Bezirk Ferghana) oder Fort Alexandrowsk am Kaspischen Meer gebracht (siehe Fallbeispiel Gustav Krist).

3.2.4 Trennung und Privilegierung nach Nationalität und Rang

Beim Prozess der Trennung in den Zentren rund um Kiew und Moskau spielte der Rang und die Nationalität eine wesentliche Rolle, denn diese Aspekte – so Rachamimov – „influenced all aspects a prisoner’s existence in captivity“ (2000: 65).

Das russische Gefangenenwesen zeichnete sich einerseits durch die (versuchte) Trennung der gefangen genommenen Soldaten nach Nationalität aus. Aber auch die Privilegierung und versuchte Abwerbung jener mit einer vermeintlich russophilen Haltung (insb. Slawen) spielte eine Rolle. Im Sinne einer Besserstellung „russlandfreundlicher“ Ethnien sollten diese in den

¹⁰ Siehe u. a. Abbildung 1; Eine Auflistung der Kriegsgefangenenlager im Ersten Weltkrieg auf Basis der Verlustlisten, siehe KGFL online.

westlichen Teilen des Reiches verbleiben (nicht weiter nach Osten als der Militärbezirk Omsk) und im Gegensatz dazu wollte man ethnische Deutsche, Magyaren, Juden und Türken vor allem in das innere Russland bringen (vgl. Nachtigal 2006a: 174).

In der Praxis fehlte es jedoch an einer konsequenten Umsetzung der Trennungs- und Privilegierungspolitik. Einerseits gab es kein vereinheitlichtes und kohärentes System der Trennung nach Nationalitäten (vgl. Rachamimov 2000: 69). Andererseits bedeutete diese Politik einen administrativen Mehraufwand und wurde aus diesem Grund teils ausgesetzt, vor allem am Anfang, als die Sammelstellen mit einer nicht erwarteten Masse neuer Kriegsgefangener konfrontiert waren. Darüber hinaus gab es Schwierigkeiten, die Nationalitäten korrekt zu bestimmen und auch subjektive Aspekte spielten eine Rolle. Beispielsweise gab es zum Teil eine ablehnende Haltung von russischen Frontsoldaten gegenüber Kriegsgefangenen, die eigentlich als „russlandfreundlich“ klassifiziert wurden. Folglich kamen auch „privilegierte“ Ethnien weiter nach Osten (vgl. Nachtigal 2006a: 174f.).

Die Besserstellung einzelner Nationalitäten in Bezug auf Freiheiten, Arbeit und in materieller Hinsicht führte zu einer Polarisierung unter den Kriegsgefangenen, insbesondere durch die inkonsequente Umsetzung der Trennung dieser. Das wurde zusätzlich durch den Versuch der Verleitung zu Illoyalität und durch die Rekrutierung von Slawen und Romanen gegen ihre Herkunftsstaaten verstärkt (vgl. Nachtigal 2006a: 182).

Wie bereits oben erwähnt, fand neben der Unterscheidung und Trennung nach Nationalität auch eine Differenzierung nach Rang statt. Letzteres hatte, wie Rachamimov betont, in Bezug auf die Lager- und Lebensbedingungen viel wesentlichere Auswirkungen (vgl. 2000: 70). „Soldiers and officers would inhabit strikingly different worlds in captivity; they would live in separate camps, enjoy fundamentally different rights and be subject to very different restrictions“ (Rachamimov 2000: 67). Offiziere waren im Gegensatz zum einfachen Soldaten von Arbeit befreit, wodurch sie mehr Freizeit hatten und sich auch länger in den Lagern aufhielten. Sie bekamen monatliches Gehalt, wurden bevorzugten Unterkünften zugeteilt und hatten mehr Freiheiten sowie bessere medizinische Versorgung (vgl. Rachamimov 2000: 66f.). Man versuchte zwar durch die strikte Trennung zwischen Offizieren und Mannschaft die Macht von Ersteren über Letztere zu unterbinden (vgl. Rachamimov 2000: 66f.), jedoch hatten jeweils vier Offiziere auch immer Anspruch auf einen „Offiziersburschen“ (vgl. Kotyukova 2017: 52). Wie bereits oben erwähnt, entsprach diese unterschiedliche Behandlung von Offizieren und Mannschaftssoldaten im Wesentlichen der HLKO.

3.2.5 Lagerbedingungen und Lagerorganisation

Die Behandlung direkt beim Prozess der Gefangennahme wird in den Berichten meist noch als ordnungsgemäß beschrieben, mit Ausnahme der Beraubung persönlicher Gegenstände (vgl. Rachamimov 2000: 54). Jedoch „[j]e weiter ab von der Front die Gefangenen auf ihrem

Marsche kamen, desto strenger und rücksichtsloser war die Behandlung“ (1922: 9), so die schwedische Rot-Kreuz-Schwester Elsa Brändström.

Durch die breite geographische Verteilung und die Zuständigkeit unterschiedlicher administrativer Einheiten herrschten in den Gefangenenlagern jeweils spezifische Bedingungen bzw. Probleme vor (vgl. Rachamimov 2000: 97). Wichtige Quellen bezüglich der Lager- und Lebensbedingungen konstituieren nicht nur Berichte von Kriegsgefangenen¹¹ oder internierten Ärzten¹², sondern auch jene von Rot-Kreuz-Schwestern, welche die Lager in der Region besuchten (siehe unten). Auf dem gesamten Territorium Russlands galt das Lager Totskoe (in Samara) als ein Lager mit besonders widrigen Bedingungen (vgl. Rachamimov 2000: 100);¹³ in Turkestan wird diesbezüglich vor allem das Troitzky-Lager nahe Taschkent erwähnt (ebd.). Zumindest bis 1916 traten dort und in der ganzen Region verheerende (Infektions-)Krankheiten wie Flecktyphus, Skorbut, Ruhr, Cholera und Malaria auf (vgl. Brändström 1922: 49f.). Letztere war vor allem im Lager Kata-Kurgan nahe Samarkand anzutreffen und führte zu schlechten Gesundheitszuständen der Gefangenen. Laut einem Bericht von Schwester Erika von Passow und F. Drechsler sei dies vor allem auf die ungeeigneten klimatischen Bedingungen, die natürliche Umgebung (Übertragung durch Insekten der Reis- und Baumwollfelder) sowie das Nichtvorhandensein von Gegenmaßnahmen zurückzuführen (vgl. Dänisches Rotes Kreuz 1916: 32). Auch wenn die Zustände in den Lagern schwer verallgemeinert werden können und sich diese auch abhängig vom jeweiligen Zeitabschnitt stark unterschieden, so gibt es trotzdem einige wesentliche Charakteristika. Durch die große Anzahl von neuangekommenen Personen in Turkestan kam es am Anfang zu Platzmangel in den Lagern. Folglich mussten auch improvisierte Behausungen, wie ehemalige Kasernen, Schulen, aufgelassene Fabriken etc., herangezogen werden (vgl. Davis 1983: 168; Kotyukova 2017: 48). Andererseits führte dies zu einer dichten Belegung der Baracken, die zudem in desolaten Zuständen waren. Gleichzeitig gab es zum Teil (sehr) unzureichende Verpflegung und Mangelernährung, was zur schnellen Verbreitung der Infektionskrankheiten beitrug (vgl. u. a. Wurzer 2006: 105–109). Besonders betroffen von den prekären Unterbringungsverhältnissen und der unzureichenden Hygiene waren die Baracken der Mannschaftssoldaten. Folglich wüteten „die Pandemien [...] beinahe ausschließlich unter den Mannschaften, Offiziere hörten nur gerüchteweise von ihnen“ (Wurzer 2006: 109).¹⁴ In den Gefangenenlagern führten Seuchen durch Desorganisation, harsche klimatische Bedingungen und fehlende Mittel zu einer hohen Zahl an Todesfällen.

¹¹ Siehe beispielsweise Hentschel (1931), Pospischill (1931) sowie die Ausführungen der in dieser Arbeit behandelten Fallbeispiele (siehe unten).

¹² Siehe zum Beispiel Lichtwitz (1936) oder Formanek (1936)

¹³ Im Winter 1915/16 starben im Totskoe Lager 17.000 von 25.000 Gefangenen an einer Typhuspandemie (vgl. Rachamimov 2000: 100).

¹⁴ Das Ausbleiben von umfassenderen Pandemien in den Lagern der Offiziere erwähnt beispielsweise Epstein (vgl. 1935: 17).

Laut den Angaben von Elsa Brändström starben „[i]n Samarkand [...] von 22000 Mann 5000, in Katta Kurgan von 6000 Mann 1400, in Solotaja Orda von 6000 Mann 2000 und in Troitzki während dreier Monate von 17000 Mann 9000“ (1922: 50).

Die Lage der Mannschaftssoldaten besserte sich 1916, zumindest bis zum Beginn des Bürgerkriegs.¹⁵ Rachamimov begründet dies durch vier Veränderungen: Erstens führte der Beginn der österreich-ungarischen und deutschen Hilfsanstrengungen zu einer besseren Versorgung mit Kleidung, Medikamenten und Nahrung. Zweitens waren die Gefangenen durch das Heranziehen der Mannschaft zur Arbeit vermehrt örtlich verstreut, wodurch sich Epidemien nicht so leicht ausbreiten konnten. Drittens wurde mit dem Verlauf der Zeit auch zunehmend die Infrastruktur (wie Baracken, Wasserversorgung etc.) vervollständigt. Viertens flachte der Zustrom neuer Soldaten ab. Die letzten großen Zuwächse gab es mit der Brussilow Offensive Mitte 1916 (vgl. Rachamimov 2000: 116).

Die Kriegsgefangenen wurden ab der zweiten Hälfte des Jahres 1915 zum Arbeitsdienst herangezogen, wobei dies erst ab dem Frühjahr 1916 systematisch stattfand (vgl. Nachtigal 2003: 153). In anfänglichen Verordnungen wurde betont, dass slawische Kriegsgefangene zu bevorzugen seien. Jedoch bereits im März 1916 besagte eine Direktive, dass auch ungarische, deutsche und deutschösterreichische Kriegsgefangene zum Arbeitsdienst heranzuziehen sind. Da sich diese vornehmlich in Sibirien und Turkestan aufhielten, wurden viele in das europäische Russland transferiert (vgl. Moritz 1998: 382). Kotyukova erwähnt diesbezüglich eine Zahl von insgesamt 68.000 Personen (vgl. 2017: 53). Vom Arbeitseinsatz ausgenommen waren Offiziere und diese waren somit auch in dieser Hinsicht gänzlich anderen Lebensbedingungen ausgesetzt. Kriegsgefangene wurden in Bereichen wie dem Bergbau, Industrie oder der Landwirtschaft eingesetzt, wobei die Arbeitsbedingungen durch lange Arbeitszeiten, schlechte Sicherheitsvorkehrungen und die Abwesenheit sonstiger Versorgung, insbesondere in den ersten zwei Bereichen, als besonders schlecht galten (vgl. Rachamimov 2000: 122f.). Den Offizieren wurde zwar durch ihre Besserstellung an sich oft mehr Bewegungsfreiraum außerhalb der Lager gewährt; beispielsweise war es ihnen in einigen Fällen erlaubt, unter nicht sehr strenger Aufsicht öffentliche Bäder zu besuchen (vgl. Mark 2013: 75). Durch die Tatsache, dass die Offiziere jedoch im Vergleich zur Mannschaft nicht an die – oft weit verstreut gelegenen – Arbeitsstätten gebracht wurden, verbrachten diese mehr Zeit in den Lagern (vgl. Moritz 1995: 72). Dies hatte nicht selten zur Folge, dass die Abwesenheit einer sinnvollen Beschäftigung und das enge Zusammenleben unter ausschließlich männlicher Gesellschaft zu lethargischen Zuständen, emotionaler Verarmung und starker Gereiztheit bzw. Konflikten unter den Gefangenen führte. In der Literatur wird

¹⁵ Während des Bürgerkriegs traten Epidemien wieder auf (vgl. zum Beispiel Lichtwitz 1936: 426). Es gab aber die Gefangenenlager in ihrer ursprünglichen Form nicht mehr bzw. diese lösten sich während dieser Zeit zunehmend auf.

diesbezüglich der Begriff der *Stracheldrahtkrankheit* verwendet (vgl. z. B. Davis 1982: 42; Davis 1983: 179; Mark 2013: 79; Wurzer 2006: 118f.).

Im Gegensatz dazu gibt es jedoch auch eine Vielzahl von Berichten darüber, wie die „freie Zeit“ sinnvoll genutzt wurde. Oft wird beispielsweise das Erlernen neuer Sprachen, die Organisation von Vorträgen oder Theaterstücken, die Herausgabe von Lagerzeitungen oder die Verwaltung von Bibliotheken erwähnt (vgl. z. B. Davis 1982: 42f.; Mark 2013: 78f.; Wurzer 2006: 116). Darüber hinaus wird manchmal der Kontakt mit der lokalen Bevölkerung als bereichernd beschrieben (siehe Fallbeispiele).

Zu erwähnen gilt es außerdem, dass sich die Kriegsgefangenen innerhalb der Lager selbst (politisch) zu organisieren begannen und ihre Interessen gegenüber der russischen Verwaltung vertraten, wie der amerikanische Historiker Davis schreibt:

„Microcosmic political bodies took shape as camp inmates selected or came under the dominance of spokesmen who represented their interests to the Russians, as they established kitchen and barracks committees to husband their common resources, and as they chose councils to resolve disputes“ (Davis 1983: 177).

Die k. u. k. Armee konstituierte sich nicht nur aus Soldaten unterschiedlicher Nationalitäten und Ränge, sondern auch aus verschiedenen Religionszugehörigkeiten bzw. kulturellen Hintergründen. Appelbaum argumentiert jedoch in Bezug auf jüdische Soldaten in russischer Kriegsgefangenschaft¹⁶, dass sich die Behandlung dieser, im Vergleich zu ihren nicht-jüdischen Gegenübern – mit Ausnahme des gelegentlichen Vorhandenseins von russischem Antisemitismus durch Kosaken – nicht grundlegend unterschied (vgl. 2022: 241; 243). Arnold Krammer schreibt nichtsdestotrotz, dass es unter den Kriegsgefangenen durchaus schwerwiegenden Antisemitismus gab: „[T]here was raging discrimination within the prisoner communities against their Jewish comrades [...] Jewish prisoners were often terrorized, and certainly ostracized by the general POW population“ (Krammer 1983: 242).

3.2.6 Kontrolle und Hilfsaktionen

Vor dem Kriegseintritt der USA in den Ersten Weltkrieg vertraten diese in ihrer Funktion als offizielle Schutzmacht die Interessen reichsdeutscher und österreich-ungarischer Kriegsgefangener in Russland. Positive Veränderungen zur Verbesserung der Lage blieben jedoch aus und die Bedeutung der USA in dieser Hinsicht wird als gering eingeschätzt (vgl. Nachtigal 2003: 106). Die USA sind zu einem „Kurierdienst degradiert“ (ebd.) worden, d. h. ihre Tätigkeit bestand nur aus der Übermittlung von Nachrichten und Anschuldigungen zwischen den Parteien. Darüber hinaus ließen sie sich bei Lagerinspektionen von den

¹⁶ Es gab in etwa 350.000 jüdische Soldaten in der österreich-ungarischen Armee, wobei ca. 59.500-108.500 in russische Kriegsgefangenschaft gerieten (vgl. Appelbaum 2022: 241).

tatsächlichen Verhältnissen täuschen (meist waren die Beteiligten weder der deutschen noch der russischen Sprache mächtig) (vgl. ebd.; siehe auch Davis 1982: 39f.).

Ab April 1917 übernahm das neutrale Dänemark die offizielle Schutzmachtfunktion für österreich-ungarische Kriegsgefangene in Russland. Dabei bauten sie auf bereits bestehender Infrastruktur auf, da das dänische RK bereits seit 1914 in Russland tätig war. Nachtigal argumentiert, dass die Aktionen des dänischen RK bereits seit dem Frühjahr 1916 „das Ausmaß klassischer Schutzmachttätigkeit erreichten, also über die Grenzen der reinen Hilfstätigkeit der RK-Gesellschaft eines neutralen Staates hinausgingen“ (2003: 107).

Neben dem dänischen Roten Kreuz war auch das schwedische RK ab 1914 in Russland tätig, wobei Schweden im April 1917 den offiziellen Schutzmachtauftrag für die reichsdeutschen Kriegsgefangenen übernahm (vgl. Nachtigal 2003: 103f.). Die RK-Hilfskomitees beider Länder organisierten sich unter der Schirmherrschaft ihrer Präsidenten (Prinz Carl von Schweden und Prinz Waldemar von Dänemark) und arbeiteten dabei eng mit den Gesandten der jeweiligen Länder in Petrograd (heute St. Petersburg) zusammen. Die Schweden übernahmen vor allem Transport und Verteilung von sogenannten „Liebesgaben“¹⁷ im inneren Russlands, wohingegen die Dänen für die Verteilung von Büchern, die Gefangenekorrespondenz und Medikamente vor allem im europäischen Russland und Turkestan zuständig waren (vgl. Nachtigal 2003: 103ff.).

Hervorzuheben ist dabei die medizinische Hilfsaktion der Dänen im Frühjahr 1916 u. a. zum Zweck der Bekämpfung der Epidemien in Turkestan. Eine wichtige Rolle spielte das Seruminstitut in Kopenhagen und Spezialärzte wie Professor Thorvald Madsen (vgl. Nachtigal 2003: 105). Die Institution schickte für 175.000 Personen Serum gegen Typhus nach Turkestan, wobei dies laut einem Bericht der österreichischen RK-Schwester Käthe von Mihalotzy auf Ansuchen von ihr und anderen Schwestern geschah (vgl. Mihalotzy 1931: 258).

Hilfstätigkeiten in materieller Hinsicht wurden vor allem vom schwedischen Roten Kreuz organisierte und durchgeführt.¹⁸ Die von Österreich-Ungarn zur Verfügung gestellte materielle Unterstützung war – insbesondere vor dem Hintergrund der Engpässe im eigenen Land – durchaus beachtlich, aber in Relation zu dem, was eigentlich benötigt wurde, unzureichend. Demgegenüber war die Unterstützung Deutschlands für ihre Kriegsgefangenen großzügiger, wodurch sich zwei Standards entwickelten (vgl. Rachamimov 2000: 182-185). Trotz der Tatsache, dass es logistische Schwierigkeiten beim Transport und der Verteilung gab (vgl. Rachamimov 2000: 186f.), erhielt das schwedische Rote Kreuz große Anerkennung für seine Tätigkeit. Sinnbildlich dafür stand die bereits mehrfach erwähnte Person Elsa

¹⁷ In den Berichten werden die materiellen Geschenke der RK-Schwestern an die Kriegsgefangenen als „Liebesgaben“ bezeichnet.

¹⁸ Zu einem geringeren Ausmaß waren auch andere Organisationen involviert. Beispielsweise die amerikanische *Young Men's Christian Association* (YMCA), die bis 1917 vor allem in Sibirien tätig war und dort materielle Hilfstätigkeit mit Missionsarbeit verband (vgl. Rachamimov 2000: 191f.).

Brändström, der „Engel von Sibirien“, wie die Tochter des schwedischen Gesandten in Petrograd oft bezeichnet wird.¹⁹ Brändström, so Rachamimov – „achieved almost a cult status among the German-speaking prisoners which only grew with her interwar charitable activity among POW veterans and their families” (2000: 187f.).

Abgesehen von den Hilfstätigkeiten vor allem in materieller und medizinischer Hinsicht, fanden ab 1915/16 auch gegenseitige Besichtigungen der jeweils gegnerischen Gefangenenlager in Russland, Deutschland und Österreich-Ungarn durch Delegationen von Schwestern und unter dem Protektorat des dänischen Roten Kreuzes statt (vgl. Nachtigal 2003: 105). Den dänischen Delegationsleitern schrieb man im Vergleich zu den USA eine größere Kompetenz zu, mögliche Vertuschungen der tatsächlichen Lagerverhältnisse durch die russische Seite aufzudecken (ebd.). Diese Visitationen, so Rachamimov, „geared towards boosting morale, reporting and correcting ill-treatment and assessing the Habsburg loyalty of the Austrian POWs in Russia” (2000: 182). Das heißt die gegenseitige Kontrolle der Gefangenenlager stand im Vordergrund. Diese Unternehmungen waren durch die Partikularität gekennzeichnet, dass bei den RK-Delegationen auch Schwestern der Heimatländer der Kriegsgefangenen involviert waren (vgl. Rachamimov 2000: 180). Dabei handelte es sich vor allem um prominente aristokratische Frauen (ebd.).

Die ersten Besuche russischer Kriegsgefangenenlager fanden in den Jahren 1915/16 statt. Insgesamt waren drei deutsche sowie drei österreich-ungarische Schwestern (Gräfin Anna Revertera²⁰, Ilona von Rosty und Käthe von Mihalotzy) beteiligt. Käthe von Mihalotzy wurde mit dem dänischen Begleiter Hauptmann Cramer für Turkestan und die Gouvernements Samara und Orenburg zugeteilt. Sie visitierten beispielsweise das Lager Tockoe, welches Mihalotzy in vier Telegrammen als „Mördergrube“ bezeichnete (vgl. Nachtigal 2003: 110). In Turkestan besuchten sie die Lager Kasalinsk, Perowsk, das Mannschaftslager der Stadt Turkestan sowie Taschkent (Troitzky-Lager, Sappeurlager). Im Troitzky-Lager sollten sich laut den Berichten 6.000 Gefangene befinden, wobei sie später erfuhr, dass sich tatsächlich 16.000 Mann dort aufhielten (vgl. Mihalotzy 1931: 255f.). Die Schwester erkrankte dann an Typhus, wodurch sie ihre Reise unterbrechen musste. Sie wurde in Taschkent gesund gepflegt und Cramer besuchte die weiteren Lager allein. Im Februar 1916 verließ sie Russland wieder (vgl. Nachtigal 2003: 110f.; Mihalotzy 1931: 256; 258).

Auch eine deutsche Schwester namens Erika von Passow reiste zwischen 22. September und 28. November 1915 nach Turkestan. Dabei besuchte sie mit ihrem dänischen Begleiter F.

¹⁹ Ihre wesentlichste Publikation ist das 1922 auf Deutsch erschienene Werk „Unter Kriegsgefangenen in Russland und Sibirien“; eine kurze Diskussion über die Qualität, Intentionen und Brauchbarkeit dieses Werkes und die darin enthaltenen Informationen, siehe Stibbe (2011: 338ff.)

²⁰ Bericht ihrer Reise nach Russland und Sibirien, siehe Revertera (1931).

Drechsler (bzw. manchmal allein) auch die Lager Taschkent, Troitzky, Osch, Guldscha und Kata-Kurgan (vgl. Dänisches Rotes Kreuz 1916).²¹

Die zweite Besuchsreise, bei der Schwestern aus Österreich-Ungarn beteiligt waren, startete im Mitte 1916. Bei zwei von den insgesamt fünf österreichischen Schwestern – nämlich Prinzessin Cunigunde Croy-Dülmen, Gräfin Magda Cebrian, Gräfin Pauline Stubenberg-Palffy, Gräfin Nora Kinsky, Andorine Huszár – verspätete sich durch die lokalen Aufstände in Zentralasien im Sommer dieses Jahres die Abreise aus Petrograd (vgl. Nachtigal 2003: 126f.). Die österreichische Schwester Nora Kinsky sollte eigentlich die Lager in Turkestan besuchen. Sie wurde dann jedoch nach Sibirien geschickt, da ein Aufenthalt deutscher Schwestern in Sibirien verwehrt wurde. Nach offiziellem Ende ihrer Reise betätigte sie sich noch freiwillig in Astrachan als Pflegeschwester (vgl. Nachtigal 2003: 131ff.).²² Turkestan blieb bei der zweiten Besuchsreise unberücksichtigt, da auch Andorine Huszár dem Militärbezirk Omsk zugewiesen wurde (vgl. Nachtigal 2003: 137f.).

In Bezug auf die Auswirkungen und Verbesserungen durch diese Visitierungen in Turkestan resümiert Mark, dass „die Bereisungen dort in der Regel wenig Eindruck“ (2013: 95) hinterließen und es sich eher um einmalige, kurzfristige Verbesserungen handelte. Zu tatsächlichen strukturellen Veränderungen sei es jedoch nicht gekommen. Dies war u. a. deshalb der Fall, weil Turkestan zu dieser Zeit militärisch verwaltet wurde und die militärische Überlegenheit hohe Priorität hatte (ebd.). Nichtsdestotrotz sieht der Autor Nachtigal in Bezug auf ganz Russland wesentliche positive Auswirkungen durch die gegenseitigen Besuche. Er schreibt: „Den gegenseitigen Schwesternreisen ist in bedeutendem Maß zuzuschreiben, daß die Behandlung der Kriegsgefangenen in Rußland seit 1916 einen Humanisierungsprozeß durchmachte“ (2003: 140).

3.3 Aufstände, Revolutionen und Rückkehr: Politische Veränderungen und die Auswirkungen auf die Kriegsgefangenen

Folgendes Kapitel widmet sich wieder stärker den (politischen) Entwicklungen in Zentralasien und Russland sowie den Auswirkungen dieser auf die Kriegsgefangenen. Nach Friedensschluss wurden die Gefangenen zu „Geiseln der Mächteinteressen“ (Mark 2013: 169) und bedingt durch unterschiedliche Faktoren (wie Revolutionen, Bürgerkrieg etc.) hielten sich viele noch (unfreiwillig) mehrere Jahre in der Region auf. Für gewöhnlich kamen sie zumindest ab 1917 vermehrt mit der lokalen Bevölkerung in Kontakt.

Die ersten tiefgreifenden Ereignisse in Zentralasien fanden bereits 1916 statt. Die Aufstände der indigenen Bevölkerung im Sommer dieses Jahres konstituierten einen Wendepunkt und markierten den Beginn von wesentlichen Veränderungen. Wie bereits oben erwähnt, hatte der

²¹ Im Bericht des dänischen Roten Kreuzes schildert sie vor allem die Situation in Bezug auf reichsdeutsche Kriegsgefangene und formuliert Verbesserungswünsche bzw. Forderungen.

²² Tagebuch der Reise von Nora Kinsky, siehe Kinsky (1976)

Erste Weltkrieg massive negative Auswirkungen auf die Region. Es verschlechterte sich nicht nur die ökonomische Situation, sondern auch umfangreiche soziale Veränderungen fanden statt, u. a. durch die große Anzahl von Flüchtlingen und Kriegsgefangenen. Die dadurch bedingte Verschärfung der Nahrungsmittelsituation wurde von ethnischen RussInnen meist auf muslimische Händler abgewälzt – diese sollen Nahrungsmittel zurückgehalten haben – und es entstanden folglich ethnische Spannungen (vgl. Uyama 2020: 35).²³ Uyama merkt an, dass es zwar keine direkte Verbindung zwischen der Ankunft der Flüchtlinge bzw. Kriegsgefangenen, verärgerten ethnischen RussInnen sowie den Aufständen der Einheimischen gab. Nichtsdestotrotz schaffte dies eine Stimmung, die den weiteren Verlauf der Ereignisse erleichterte (ebd.). Auch die mangelnde Integration in die imperiale Ordnung und das Misstrauen zwischen der muslimischen Bevölkerung und den russischen Behörden, die sich u. a. aufgrund großflächiger Landnahme durch slawische Siedler verschärfte, trugen dazu bei (vgl. Uyama 2020: 40).

Der unmittelbare Auslöser war jedoch die Entscheidung von Nikolaus II, die bis dahin vom Militärdienst befreite indigene Bevölkerung Zentralasiens für Arbeiten hinter der Front im europäischen Russland heranzuziehen. Lokale politische Eliten unterstützten die Rekrutierung, bei der breiten Masse der Bevölkerung stieß dies jedoch auf Widerstand (vgl. Khalid 2021: 142f.). Ab Juli 1916 ereigneten sich unter der sesshaften Bevölkerung Aufstände, die besonders in Jizzakh gewalttätige Ausmaße annahmen. Schwerwiegender waren diese jedoch in der, von Nomaden besiedelten, Region Semirech'e, wo sich die Aufstände auch bald gegen gewöhnliche russische Siedler richteten. Die Unruhen wurden brutal niedergeschlagen, auch durch die Bewaffnung russischer Siedler, die aus diesem Grund zum Teil wieder von der Front des Ersten Weltkrieges zurückkehrten (vgl. Khalid 2021: 143f.). Die Aufstände beschränkten sich zwar relativ lokal auf wenige Regionen Zentralasiens, sie hatten jedoch weitreichende Folgen, wie Khalid schreibt: „The uprising of 1916 was in fact the opening act in the collapse of the Russian empire, the first of a series of uprisings and civil wars that were to last well into the 1920s“ (2021: 145). Der Versuch der Heranziehung der einheimischen Zentralasiaten für den Militärdienst kann zwar als Auslöser dieser Unruhen angesehen werden. Die Gründe dafür lagen aber tiefer in der Charakteristik der kolonialen Beziehung zwischen dem imperialen Russland und Turkestan.

Auch die Kriegsgefangenen in der Region haben in vielen Fällen die Aufstände miterlebt. Fritz Willfort wurde beispielsweise aufgrund dieser Ereignisse vom Lager in Jizzakh nach Skobelev gebracht (siehe Fallbeispiele). Allgemein gilt es jedoch anzumerken, dass die tatsächliche Rolle der Kriegsgefangenen in den Aufständen von 1916 und den Ereignissen in den

²³ Uyama (vgl. 2020: 35) und Khalid (vgl. 2021: 142) erwähnen in Bezug auf die ethnischen Spannungen die, im Februar (und März) 1916 stattgefundenen, Übergriffe und Plünderungen von muslimischen Händlern durch russische Frauen.

darauffolgenden Jahren noch nicht umfassend untersucht wurde (vgl. Chokobaeva et al. 2020: 14).

Die Aufstände von 1916 gingen ohne klare Trennlinie in die weiteren Revolutionen, die darauffolgt, über. Nach der Februarrevolution von 1917 und dem Fall der Monarchie verbreitete sich anfangs Enthusiasmus und Hoffnung auf Veränderung unter weiten Teilen der zentralasiatischen Bevölkerung, wie Khalid schreibt: „The overthrow of the Russian monarchy was seen as a moment of opportunity that could reshape not just Central Asia’s relation to Russia but Central Asian society itself“ (Khalid 2021: 153). In den ersten Wochen gab es auch tatsächlich wesentliche positive Veränderungen, beispielsweise die rechtliche Gleichstellung aller BürgerInnen unabhängig von Status, Religion, Geschlecht oder Nationalität. Darüber hinaus fand eine breite politische Mobilisierung unterschiedlicher Gruppen statt, welche die Gestaltung der Zukunft Turkestans zum Ziel hatte (vgl. Khalid 2021: 151ff.).

Bald kristallisierten sich jedoch innerhalb der einheimischen Akteuren Gegensätze zwischen konservativeren und progressiveren Stimmen heraus (vgl. Khalid 2021: 153f.). Am folgenreichsten für die Region Zentralasien war jedoch der Aufstieg der Sowjets, welche in Turkestan vor allem aus Europäern – Arbeitern, Soldaten und Siedlern – bestanden. Die weiteren Entwicklungen in Turkestan ab Frühjahr 1917 fanden mehr oder weniger unabhängig von jenen in den großen Machtzentren statt und hatten ihre eigene Logik (vgl. Khalid 2021: 155f.). Einerseits gab es die Taschkenter Sowjets, welche am 31. Mai 1917 den Generalgouverneur Turkestans, Alexei Kuropatkin, absetzten und aus der Region brachten (vgl. Khalid 2021: 155); im Oktober 1917 übernahm die Taschkent-Garnison im Namen der Taschkenter Sowjets und der proletarischen Revolution die Macht, wobei die muslimische Bevölkerung explizit exkludiert wurde (vgl. Khalid 2021: 156).

Demgegenüber und im Machtkampf zu den Taschkenter Sowjets stand das, von der Übergangsregierung ernannte, Turkestan-Komitee, welches auch Muslime inkludierte. Dieses konnte jedoch nie tatsächlich nachhaltig Machteinfluss entwickeln bzw. aufrechterhalten (vgl. Khalid 2021: 155). Der im November 1917 abgehaltene muslimische Kongress hatte das Entstehen einer Turkestan-Autonomie und einer Übergangsregierung in Kokand zur Folge. Diese Autonomie bestand jedoch nur 78 Tage, bevor die Taschkenter Sowjets Kokand stürmten (vgl. Khalid 2021: 157f.). Im Frühjahr 1918 übernahmen in ganz Turkestan russische Siedler zunehmend im Namen der Sowjets und der proletarischen Revolution die Macht (vgl. Khalid 2021: 158f.).

Auch unter den Kriegsgefangenen in Russland löste die Februarrevolution anfänglich Euphorie hervor. Jedoch, abgesehen von kurzzeitigen größeren Freiheiten, kam es zu keiner grundlegenden Verbesserung der Lage; ähnlich verhielt es sich mit der Oktoberrevolution (bzw. Oktoberputsch) (vgl. Wurzer 2006: 119f.; Davis 1983: 180f.). Allgemein waren die

Auswirkungen auf die jeweiligen Lager Russlands jedoch auch sehr unterschiedlich (vgl. Wurzer 2006: 119f.).

In Turkestan befanden sich Ende 1917 noch 50.000 Soldaten der Mittelmächte, wobei es sich dabei vor allem um Personen der k. u. k. Armee handelte. Diese Zahl ist dann Anfang Juni 1918 auf 35.000 Personen zurückgegangen (vgl. Mark 2013: 169). Die Kriegsgefangenen waren nach dem Oktoberputsch offiziell „freie Bürger“. Gleichzeitig hatten sie aber auch keine Versorgungsansprüche mehr und mussten bezahlte Arbeit außerhalb der Lager finden (vgl. Mark 2013: 170f.). Neben dem Ausbruch von Cholera und Hungertyphus in Lagern wie Andischan, Taschkent oder Samarkand war „[d]as gesamte Jahr [1918, Anm. J.A.] über [...] Hunger eine Geißel der Menschen in Turkestan“ (Mark 2013: 171). Besonders verschlechterte sich die Situation der Offiziere, da sie ihre bisherigen Privilegien und Bezüge verloren und oft als Klassenfeinde angesehen wurden (vgl. Moritz und Leidinger 2020: 325; Davis 1983: 178). Für die Mannschaftssoldaten, die bereits davor besonders widrigen Bedingungen ausgesetzt waren, gestalteten sich die Veränderungen als weniger schlimm.²⁴

Das Finden von Beschäftigung außerhalb der Lager gestaltete sich durch die Tatsache, dass russische Soldaten zunehmend von der Front zurückkamen und die wenigen verfügbaren Jobs annahmen, in vielen Fällen als schwer (vgl. Davis 1983: 181); vor allem in den Baumwoll-Regionen ereigneten sich starke Preissteigerungen und es gab nur beschränkte Erwerbsmöglichkeiten (vgl. Mark 2013: 171). Gleichzeitig schafften es manche als Fachkräfte Beschäftigung zu finden, u. a. weil es diesbezüglich einen Mangel gab und andererseits, weil die Behörden so versuchten die (ehemaligen) Gefangenen in der Region zu halten (vgl. Mark 2013: 172). Auch Alfred Greil schildert in seinem Bericht, dass die Zustände in Turkestan zwar besorgniserregend waren, aber die Lebensverhältnisse der Kriegsgefangenen im Jahr 1919 nichtsdestotrotz verhältnismäßig gut gewesen seien (vgl. Greil 1931).

Folglich sind allgemeine Aussagen zu den Bedingungen nach den revolutionären Umstürzen schwer zu treffen. Diese waren durch verschiedene Faktoren, wie Rang, politische Gesinnung, Aufenthaltsort, Gesundheitszustand etc. bedingt und manche (ehemalige) Gefangenen schafften es besser sich an die veränderten Verhältnisse anzupassen als andere.

Offiziell erlaubte es die sowjetische Führung nicht, dass Kriegsgefangene vor dem Abschluss der Friedensverhandlungen mit den Mittelmächten zurückkehrten (vgl. Davis 1983: 181). Nichtsdestotrotz und auch wenn es bereits davor Flucht(-versuche) aus Turkestan vor allem nach Persien und Afghanistan gab²⁵, so waren die neuen „Freiheiten“ und die sich

²⁴ Dies Aspekt wird auch von Jungbauer (1921a: Vorwort) erwähnt und zeigt sich meiner Meinung auch bei einer vergleichenden Lektüre von Berichten des Mannschaftssoldaten Köstenberger (o.J.) und des Offiziers Willfort (1930).

²⁵ Beispielsweise flüchtete Emil Rybitschka (1927) von Samarkand nach Afghanistan. Weitere Informationen zur Fluchtbewegung nach Persien und dem Aufenthalt der (ehemaligen) Gefangenen in der Region finden sich bei Slaby (2010: 268-308) und Rutkowski (1978: 192-212) sowie in den Berichten von Kaspar (auch Kasper) Blond (1931), Franz Loskot (1918) oder Strisower (1915). Aber auch nach

verschlechternde allgemeine Situation für viele Gefangene Anlass dazu, sich in größerer Anzahl „auf eigene Faust“ in Richtung ihrer Heimatländer aufzumachen („Wilde Heimkehr“) (vgl. Mark 2013: 171). In Turkestan waren das schwedische und dänische Rote Kreuz noch weiter aktiv und unterstützten die Gefangenen in der Region bzw. bei der Flucht (vgl. Mark 2013: 172f.). Die Taschkenter Sowjets versuchten hingegen die Tendenz der „wilden Heimkehr“ zu verhindern und sozialistische Kriegsgefangene für die Rote Garde²⁶ zu gewinnen (vgl. Mark 2013: 170) bzw. durch das Anbieten „anspruchsvoller Positionen“ versuchte man sie länger in der Region zu halten (vgl. Mark 2013: 172).

Im Dokument des Friedensvertrags vom 03. März 1918 zwischen Sowjetrussland und den Mittelmächten widmete sich ein Abschnitt der Rückführung von Militär- und Zivilgefangenen (vgl. Mark 2013: 173; Nachtigal 2006b: 248). Beauftragt mit der Repatriierung wurden Kommissionen, die in der Regel aus einem Offizier, einem Arzt, einer RK-Schwester und Hilfsarbeitern bestanden. Diese richteten Sammelstellen ein, kümmerten sich um medizinische Versorgung und sollten die Rückkehr organisieren, wobei sie auf die Sowjetbehörden angewiesen waren. Insgesamt operierten 14 reichsdeutsche Fürsorgekommissionen und 10 k. u. k. Exposituren (Unterkommissionen) (vgl. Mark 2013: 173; Nachtigal 2006b: 252). Priorität hatten kranke und invalide Kriegsgefangene und „[d]a deutsche und österreich-ungarische Soldaten sehr häufig zusammen in den Gewahrsamseinrichtungen lebten und nicht überall nationale Kommissionen vor Ort waren, spielte die Staatszugehörigkeit bei der Fürsorge grundsätzlich keine Rolle“ (Mark 2013: 173). In der Praxis behinderten die sowjetischen Behörden die Tätigkeiten der Kommissionen aber eher, da man an einer Rückkehr der Kriegsgefangenen kein wirkliches Interesse hatte, sondern diese eher als potenzielle Mitglieder der Roten Armee sah. Darüber hinaus war man in ganz Russland mit chaotischen und instabilen äußeren Umständen konfrontiert, was die Arbeit der Kommissionen erschwerte (vgl. Mark 2013: 173f.).

Nach der Machtübernahme durch russische Siedler im Namen der Sowjets in Turkestan gerieten diese von unterschiedlicher Seite unter Druck: Im Norden etablierte der Kosaken-Führer Ataman Aleksandr Dutov eine eigene Regierung in Orenburg. Dadurch war die Bahnverbindung zwischen dem Zentrum Russlands und Turkestan unterbrochen, was die Repatriierung der Kriegsgefangenen behinderte. In Transkaspien haben Menschewiki und moderate sozialistische Revolutionäre die Bolschewiki vertrieben und etablierten eine eigene Regierung in Aschgabat. In Buchara versuchte der Emir durch die Revolution die eigene Unabhängigkeit zu stärken (vgl. Khalid 2021: 159f.).

bzw. über China verliefen mögliche Routen, wie die Schilderungen von Ernst Streeruwitz (1931) über einen erfolglosen Fluchtversuch zeigen.

²⁶ „[M]ilitias formed by soldiers who had drifted back to their villages, taking their arms with them, after the Russian imperial army had largely demobilized itself in autumn of 1917“ (Khalid 2021: 159). Diese wurden 1918 zu einem großen Teil in die Rote Armee integriert.

Darüber hinaus wurden im Kontext des Zusammenbruches des russischen Staates Kriegsherren (*warlords*) in Zentralasien aktiv, welche in der sowjetischen Terminologie *Basmatshi* genannt wurden. Ihre Operationen hatten eine eigene Logik und waren ausschließlich auf die lokale Ebene beschränkt bzw. hatten nur lokale Ansprüche; sie agierten unabhängig von der politischen Sphäre, wie Khalid schreibt (vgl. 2021: 161f.).

Die zunehmend unsicherere Lage durch die Räuberbanden und andere – um Macht- und Einfluss strebenden – Akteure wird auch in der Erinnerungsliteratur geschildert.²⁷ Ein, für die Kriegsgefangenen besonders verhängnisvolles Ereignis, welches in den Berichten als „Tragödie von Osch“ bezeichnet wird, ereignete sich im April 1919. Als die Umgebung rund um das Lager Osch aufgrund der Bandenbewegungen immer unsicherer wurde, machte sich eine Mehrzahl der Kriegsgefangenen (102 Offiziere, 85 Mannschaftssoldaten und 10 Russen) auf den Weg zum Bahnknotenpunkt in Andischan, um der Isolation zu entgehen. Dabei wurden sie von Räuberbanden massakriert und erreichten ihr Ziel nie (vgl. Niemann 1931; Epstein 1935: 57f.).

Wie bereits erwähnt, ereigneten sich die Entwicklungen in Zentralasien zu dieser Zeit relativ unabhängig von jenen im Zentrum. In Russland kam es nach der Machtübernahme der Bolschewiki in Petrograd zu einer zwischen 1917/18 und 1921 andauernden Periode des Kampfes um Macht und Einfluss, die allgemein als russischer Bürgerkrieg bezeichnet wird. Dieser bestand – generalisiert dargestellt – aus einer Auseinandersetzung zwischen „Roten“ (Bolschewiki) und „Weißen“ (verschiedenen Akteure, wie Kosaken, Liberalen etc., die gegen die Bolschewiki kämpften) (vgl. Khalid 2021: 163f.). Die Rote Armee drang im Zuge dieser Geschehnisse auch in das, von eigenen Dynamiken geprägte, Turkestan vor, was als ein „second conquest of Central Asia“ (Khalid 2021: 164) angesehen werden kann. Begleitet war dieser Prozess durch politische Arbeit. Jedoch gab es in politisch-ideologischer Hinsicht Differenzen zwischen den Zentren und den Taschkenter Sowjets bzw. russischen Siedlern, die im Namen des Proletariats in Turkestan die Macht übernommen hatten. „The conquest of power by Russian settlers in Turkestan was not the way the leaders hoped to establish Soviet rule in Turkestan“ (2021: 165) schreibt Khalid. Die Bolschewiki wollten sich möglichst von der imperialen Vergangenheit distanzieren und auch nicht-russischen Bevölkerungsanteilen das Gefühl geben, an der sowjetischen Macht teilhaben zu können (vgl. Khalid 2021: 164f.). Dafür brauchte es nationale Autonomie, die auch die muslimische Bevölkerung inkludiere, was gegen die Intentionen der Taschkenter Sowjets war. Man versuchte die selbsternannte sowjetische Macht in Taschkent ideologisch auf Linie mit dem Zentrum zu bringen und diese wurden dazu gezwungen, muslimische Vertreter zu akzeptieren. Im Mai 1918 entstand dann die Autonome Sozialistische Sowjetische Republik Turkestan (vgl. Khalid 2021: 165f.). Aber

²⁷ Siehe unter anderem den Bericht von Herrdegen (1931). Der Autor betont die komplexe Lage für die Kriegsgefangenen in Skobelew, einerseits durch die Bandenbewegungen und andererseits durch Anwerbungsversuche von sowjetischer bzw. russischer Seite.

erst im November 1919, mit dem Einmarsch der Roten Armee, konnte der Widerstand der Siedler bzw. Taschkenter Sowjets endgültig gebrochen werden (vgl. Khalid 2021: 166).

Innerhalb all dieser Umstürze und Kämpfe um Macht und Einfluss wurde – wie oben bereits angemerkt – immer wieder versucht Kriegsgefangene für eine bestimmte Seite zu gewinnen. Neben der Tätigkeit von ehemaligen Kriegsgefangenen beispielsweise in der Tschechoslowakischen Legion (vgl. Moritz und Leidinger 2020: 326) kämpfte eine beträchtliche Anzahl auch in der Roten Armee (auch *Internationalisten* genannt). Dies waren vor allem reichsdeutsche, deutschösterreichische und magyarische Mannschaftssoldaten. In Turkestan konstituierten Kriegsgefangene zu Höchstzeiten bis zu 20 Prozent der gesamten Streitkraft der Roten Armee in der Region (vgl. Mark 2013: 176).

Am 21. April 1918 wurde in Turkestan erstmals ein *Komitee ausländischer Staatsbürger* gegründet. Diesem Komitee ging es um die Annahme sozialer und wirtschaftlicher Probleme der Kriegsgefangenen, aber auch um Agitation. Das Zentrum der Sowjetmacht war jedoch unzufrieden mit den Sowjets in Turkestan und schickte deshalb nach dem Ende der Isolation der Region im Sommer 1918 eine Delegation nach Taschkent. Es wurde eine Zeitung mit dem Namen *Die Völkerfreiheit* auf Deutsch und Ungarisch zur ideologischen Propaganda verbreitet. Nach weiteren Entwicklungen kam es Ende 1918 zu einer Zusammenlegung der verschiedenen Gruppen in Turkestan zur *Kommunistischen Partei der ausländischen Arbeiter und Bauern* mit dem Ziel der politischen Propaganda und Anwerbung von Kriegsgefangenen für die Rote Armee (vgl. Mark 2013: 177). Fritz Willfort schreibt, dass sich dadurch vor allem die Situation der Offiziere verschlechterte, denn in der Kommunistischen Partei ausländischer Arbeiter und Bauern „*waren all jene unserer Mannschaftspersonen, die in der roten Armee dienten und sich zu den bolschewistischen Ideen bekannt hatten; damit wurde unser Offizierslager dem Terror unserer eigenen Leute preisgegeben!*“ (1930: 215).

Obwohl es die Idee war, dass die ehemaligen Kriegsgefangenen die Ideologie für die angestrebte Weltrevolution in ihren Heimatländern verbreiten (vgl. Moritz und Leidinger 2020: 325; Mark 2013: 177) war ihre Rolle in kommunistischen politischen Organisationen in Zentralasien eher gering; nicht gering war ihre Bedeutung jedoch in der Roten Armee (vgl. Mark 2013: 177f.).

Gründe für den Eintritt waren divers, fanden jedoch immer im Kontext starker Agitations-Bestrebungen und vor dem Hintergrund beschränkter Alternativen statt. Man bekam in Zeiten der Lebensmittelknappheit und Unsicherheit nicht nur Verpflegung, sondern auch eine Waffe und Kleidung (vgl. Nachtigal 2006b: 253f). Gleichzeitig, so Nachtigal, waren „[i]n den meisten Fällen [...] falsche Versprechungen der Machthaber auf vorzeitige Heimkehr oder Zwang im Spiel“ (ebd.). Aber auch die früh begonnene pro-slawische Politik des imperialen Russlands sowie der Übergangsregierung und die große Kluft zwischen Offizieren und der Mannschaft in

Bezug auf die Lebensbedingungen spielte eine Rolle, wie Krammer (vgl. 1983: 242) argumentiert.

Die ehemaligen Kriegsgefangenen organisierten sich in internationalen Verbänden, die jeweils wieder in einzelne nationale Einheiten unterteilt waren (vgl. Mark 2013: 178). Sie hatten einen wesentlichen Anteil am Sieg der Bolschewiki in Turkestan, so Mark (vgl. 2013: 179f.); und „[j]edenfalls konnten sich in den ersten Monaten die Sowjets nur dank der Unterstützung vor allem durch ungarische und österreichische Bewaffnete halten“ (ebd.). Denn einerseits war nicht ausreichend geschultes Militär vor Ort und andererseits war die Region abgeschnitten, wodurch kein Nachschub geliefert werden konnte (ebd.).

Nichtsdestotrotz gab es einen Generalverdacht der Illoyalität bzw. Unzuverlässigkeit, da Landsleute der Internationalisten auf beiden Seiten der Fronten des Bürgerkrieges kämpften (vgl. Mark 2013: 180). Tatsächlich war „[d]ie Mehrzahl der Internationalisten [...] der Not gehorchend unter die rote Fahne gegangen und hegte daher grundsätzliche Vorbehalte gegen die Sowjetmacht“ (Mark 2013: 180), jedoch waren sie im Kontext der Umstände durchaus loyal, so die Argumentation von Mark (ebd.).

Auch Moritz and Leidinger merken an, dass es im russischen Bürgerkrieg zu direkten Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Nationalitäten Österreich-Ungarns kam: „[I]n some regions the war between supporters and opponents of the Communist Party regime manifested itself as a battle between different nationalities of the Danube Monarchy. ‘White Czechs’ occasionally stood against ‘Red’ Germans and, in particular, Magyars“ (2020: 327). Darüber hinaus waren ehemalige Kriegsgefangene, die sich dazu entschieden in der Roten Armee tätig zu sein, oft maßgeblich daran beteiligt, die Rückkehr anderer Gefangener zu behindern (vgl. Nachtigal 2006b: 253).

Die organisierte Rückkehr kam Ende 1918 wesentlich zum Erliegen. Die Auflösung der Donaumonarchie im November hatte nämlich zur Folge, dass die Friedensverträge zwischen den Mittelmächten und Sowjetrussland und somit auch die Kriegsgefangenen-Kommissionen aufhörten zu existieren. Anstelle dieser wurde das *Komitee der Partei der Kommunisten der ausländischen Arbeiter und Bauern* gegründet. Darüber hinaus wurden die Lagerkomitees und jegliche militärischen Ränge für nichtig erklärt und ein *Provisorischer Rat für Angelegenheiten der ehemaligen Kriegsgefangenen* (unter Edmund Bednar) gegründet (vgl. Mark 2013: 176).

Relativ unabhängig waren bis dahin das Khanat von Khiva und vor allem das Emirat von Buchara. Im Februar 1920 wurde jedoch auch das Khanat von Khiva militärisch erobert und im August desselben Jahres geschah das Gleiche unter General Michail V. Frunze mit Buchara. Bei letzterem Ereignis gab es unerwartet hohen Widerstand und Verluste auf beiden Seiten (vgl. Khalid 2021: 174f.; Mark 2013: 183–186). Die „Eroberung und Zerstörung des Emirats [von Buchara, Anm. J.A.] waren nicht nur zur Sicherung der sowjetischen Herrschaft

über Mittelasien von entscheidender Bedeutung, sie besaßen auch eine hohe Symbolkraft“ (Mark 2013: 186) im Kampf gegen den „asiatischen Despotismus“. Auf jeden Fall markierte es auch einen Wendepunkt, denn „Bukhara was the last indigenous Central Asian state to fall“ (Khalid 2021: 175). Im Oktober 1920 wurde dann die Bucharische Sowjetische Volksrepublik (BNSR) gegründet, die einige Jahre später ganz in die UdSSR eingegliedert wurde (vgl. Mark 2013: 188). Auch Kriegsgefangene befanden sich zu dieser Zeit in Khiva und vor allem in Buchara. Viele versuchten über das Emirat nach Persien oder Afghanistan weiterzukommen bzw. zu flüchten, wobei sie nicht selten in Buchara hängenblieben. Die Kriegsgefangenen waren dabei Beobachter der Zerstörungen und Plünderungen, die mit der Eroberung einhergegangen waren. Andererseits waren einige an der Eroberung Bucharas beteiligt (vgl. Mark 2013: 186f.).

Im Jänner 1920 hielten sich noch etwa 30.000 Kriegsgefangene in Turkestan auf, die entweder in der Roten Armee dienten oder in Bergwerken, Betrieben oder sonstigen Einrichtungen arbeiteten. Am 05. Juli 1920 wurde ein Abkommen bezüglich der Rückkehr zwischen Wien und den Sowjets getroffen (vgl. Mark 2013: 189). Nichtsdestotrotz versuchte man die Kriegsgefangenen möglichst lange in der Region zu halten, u. a. da es einen Fachkräftemangel gab. Gleichzeitig galten die Kriegsgefangenen jedoch als zunehmend unzuverlässig. Bei der Rückkehr wurden kranke und invalide Kriegsgefangene priorisiert und auf die oft abenteuerliche Heimreise geschickt. Im Jahr 1921 könnten dann auch die meisten Kriegsgefangenen, die sich noch unfreiwillig in der Region aufhielten, die Rückkehr antreten. Die Heimreise führte oft über die Zentren Russlands und dann weiter über die baltischen Staaten per Seeweg an deutsche Häfen, wo es per Zug in die jeweiligen Herkunftsländer ging.²⁸ Insbesondere Offiziere berichteten dabei von Schikanen und Zwangsarbeit in den Zentren, bevor die Reise fortgesetzt werden durfte (vgl. Mark 2013: 189ff.). Einige sind auch (freiwillig) geblieben, haben (russische) Frauen geheiratet und sich dauerhaft niedergelassen. Über die genaue Anzahl dieser Personen gibt es jedoch keine Angaben, wie Krammer schreibt: „Sadly, there is no way of knowing the true number of prisoners who never returned from the Soviet Union, and whether they did so out of personal conviction or by government control“ (1983: 255).

3.4 Nach der Rückkehr: Selbstorganisation und Reintegration in veränderte Verhältnisse

Folgender Abschnitt widmet sich kursorisch der Thematik der Kriegsgefangenschaft nach dem Ersten Weltkrieg in Österreich. Dies ist insofern relevant, als die meisten hier herangezogenen Memoiren und Berichte in den 1920er und Anfang der 1930er erschienen. Das heißt die

²⁸ Kriegsgefangene in Sibirien wurden oft auch über Wladiwostok per Schiff in ihre Herkunftsländer gebracht (vgl. Nachtigal 2006b: 259f.)

allgemeinen Verhältnisse zu dieser Zeit sowie der Umgang und die Erwartungshaltungen rund um die Kriegsgefangenen spielen auch eine Rolle.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges kehrten die Soldaten der k. u. k. Armee in stark veränderte politische und gesellschaftliche Verhältnisse und in einen Staat mit reduziertem Territorium zurück. Trotzdem spricht sich Moritz dafür aus, die Situation nach dem Ersten Weltkrieg in Österreich nicht ausschließlich als homogene „defeat culture“ zu verstehen (vgl. 2020b: 33f.). Für die Veteranen stand dabei vor allem die Frage des Sinns ihrer Aufopferung im Vordergrund sowie öffentliche Anerkennung bzw. Kompensation. Durch Selbstorganisation und die Schaffung von Assoziationen versuchte man sich diesbezüglich Einfluss zu verschaffen; die ehemaligen Kriegsgefangenen konstituierten dabei eine spezifische Gruppe (vgl. Moritz 2020b: 34f.).

Ein wesentliches Anliegen der zurückgekehrten Kriegsgefangenen war es, ähnlich oder gleich wie die heimgekehrten Frontsoldaten behandelt bzw. anerkannt zu werden (vgl. Moritz 2020a: 120). Dies war jedoch vor allem am Anfang der Zwischenkriegszeit nicht wirklich der Fall. Teile der Gesellschaft sahen die ehemaligen Kriegsgefangenen durchaus als Opfer an, vor allem jene, die Freunde oder Verwandte in Gefangenschaft hatten (vgl. Moritz 2020a: 120). Nichtsdestotrotz gab es von Seite der militärischen Führung den Vorwurf der Illoyalität, u. a. aufgrund von Berichten der massenhaften Desertation slawischer Soldaten und dem Eintreten von Kriegsgefangenen in die Rote Armee und Tschechoslowakische Legion (vgl. Moritz 2020a: 121f.).

Nach der Rückkehr spielte vor allem die Tatsache, dass eine große Anzahl der Kriegsgefangenen der Propaganda der Bolschewiki ausgesetzt war und in der Roten Armee kämpfte, eine wesentliche Rolle im Umgang mit den Rückkehrern bzw. den Vorbehalten gegenüber diesen. Es gab von Seite der Bolschewiki die Intention, dass die ehemaligen Kriegsgefangenen nicht nur in der Roten Armee kämpften, sondern auch politisch-ideologisch indoktriniert werden und die Revolution nach der Rückkehr in ihre Heimatländer verbreiten, wie beispielsweise Davis ausführt: „The Bolsheviks formally launched the Internationalists movement early in 1918 to use the prisoners of war to defend the Soviet government while they remained in Russia, and to spread the revolution in central and eastern Europe when they returned to their homelands“ (Davis 1983: 183).

Von politischer Seite sah Österreich einen möglichen Import einer bolschewistischen Revolution durch rückgekehrte Kriegsgefangene – mit Ausnahme der Kommunisten – als eine Gefahr an, die es zu vermeiden galt (vgl. Moritz 2020a: 124). Es gab tatsächlich Kriegsgefangene, meist jene, die sich bereits in Russland an politischer Arbeit und der Etablierung der sowjetischen Herrschaft beteiligten, mit der Intention „nach dem Sieg der Sowjetmacht im Osten mit deren Hilfe die roten Fahnen auch in ihre Heimatregionen tragen und die Revolutionierung Mitteleuropas vorantreiben zu können“ (Mark 2013: 190). Darüber

hinaus waren die ersten führenden Politiker der Kommunistischen Partei Österreich ehemalige Kriegsgefangene (vgl. Krammer 1983: 256). Nichtsdestotrotz, „the long-term effects of Russia’s prisoners of war on the history of Central and Eastern Europe has been slight“ (1983: 258), so Krammer weiter. Auch in Österreich war der tatsächliche Einfluss ehemaliger Kriegsgefangener auf die internen Entwicklungen nicht sehr wesentlich, aber die Vorbehalte auf Basis einer Angst vor dem Bolschewismus bestanden weiter (vgl. Moritz 2020a: 125). Diese Skepsis nährte bzw. bestätigte sich zum Teil durch verschiedene Formen der Selbstorganisation, die ideologisch im Bereich der politischen Linken zu verorten waren (siehe Moritz 2020a: 125–128). Diesen Organisationen ging es vor allem um ökonomische und politische Fragen, weniger jedoch um die Verbreitung und Erzählung der Erfahrung der Kriegsgefangenschaft (vgl. Moritz 2020a: 126f.).

Andere Organisationen verfolgten diesbezüglich abweichende Ansätze. Die *Bundesvereinigung ehemaliger österreichischer Kriegsgefangener* (B.e.ö.K.), welche eher dem konservativen Milieu zuzuordnen ist, hatte – zumindest anfänglich – einen unpolitischen Ansatz. Sie wurde 1922 gegründet und ging aus der *Reichsvereinigung der ehemaligen Krasnojarsker Kriegsgefangenen* hervor (vgl. Moritz 2020a: 130; 2020b: 41). Hauptanliegen war weniger die Frage der finanziellen Kompensation, auch wenn diese manchmal erwähnt wurde, sondern vielmehr die Schaffung einer Gemeinschaft von Rückkehrern auf Basis geteilter Erfahrung, ähnlich wie in den Lagern (vgl. Moritz 2020a: 130f.). Die Kommunikation der „wahren“ Erfahrung der Kriegsgefangenschaft, vor allem in Russland, lag im Zentrum, wie Moritz schreibt: „The association saw spreading the ‘truth’ about war captivity as its duty, and carried out this duty with downright missionary zeal“ (2020a: 131). Dies ist beispielsweise über die ab 1924 herausgegebene Zeitschrift *Der Plenny* oder über die – aus zwei Bänden bestehende und rund 900 Seiten umfassende – Publikation *In Feindeshand* geschehen. Weiters sollte die wissenschaftliche Aufarbeitung durch die Einrichtung eines Archives und Museums vorangetrieben werden (vgl. Moritz 2020a: 131f.; 2020b: 42f.). Dabei stand die Perspektive der Offiziere im Fokus, vor allem weil die B.e.ö.K. besonders die Erfahrung der Lager hervorhob. Im Gegensatz zu den Offizieren wurden die Mannschaftssoldaten bereits früher zum Arbeitsdienst herangezogen und hielten sich somit vorwiegend außerhalb der Lager auf (vgl. Moritz 2020b: 41).

Die Aktivitäten der Organisation umfassten Selbsthilfegruppen, kulturelle und soziale Initiativen und Veranstaltungen, beispielsweise die Organisation des *Plenny Balls* (vgl. Moritz 2020a: 133). Diese, so Moritz, konstituierten durch die Verkleidung und Verwendung von traditionellen russischen Elementen und Clichés ein „folkloric spectacle“ (ebd.). Es kam dabei zu einer, in diesem Kontext durchaus ungewöhnlichen Atmosphäre, die auch Elemente von Sehnsucht beinhaltete, so die Autorin weiter: „[T]he result was a strange mixture of consternation in regard to the suffering of captivity, Russia nostalgia, Russian clichés,

amusement and ‘charity’“ (2020a: 133). Auch die im Fallbeispiel Fritz Willfort erwähnten „Turkestanischen Wiedersehensfeste“ hatten ähnlichen Charakter.

Durch die Praktizierung dieser sogenannten *Plennykultur* wurde versucht, die Niederlagen in stärker positiv konnotierte Ereignisse umzudeuten (vgl. Moritz 2020b: 38). Die Erfahrung der Gefangenschaft interpretierte man – fast schon religiös anmutend – nicht nur als einen Akt für das Vaterland, sondern auch als einen Beitrag für Humanität und eine bessere Menschheit (vgl. Moritz 2020b: 37).

Ab den 1930ern änderte sich die ursprünglich neutrale und pazifistische Grundhaltung der Organisation in der Realität. Einerseits wurde der „Anschluss“ propagiert und ein Fokus auf die „Deutsche Volksgemeinschaft“ gelegt (vgl. Moritz 2020a: 135). Gleichzeitig entwickelte sich eine Annäherung zwischen der B.e.ö.K. und dem österreichischen Ständestaat. Dafür wurden bedingungslose Zugeständnisse zum „Österreichischen Vaterland“ verlangt, aber auch die – von der B.e.ö.K. lange angestrebte – Gleichstellung mit den anderen Frontsoldaten verwirklicht (vgl. Moritz 2020b: 54f; 2020a: 137f.). Das heißt die B.e.ö.K. entwickelte eine zunehmend autoritärere Position und trotz der engen Verbindung zum Ständestaat wurde die „Anschluss“-Idee befürwortet, wie Moritz resümiert: „Although it was not willing to abandon its commitment to the ‘Anschluss,’ it engaged in an alliance with the Christian Social party to satisfy the wish for recognition of POWs“ (2020b: 57).

Im Zuge von Hitlers Machtübernahme hörte die B.e.ö.K. als eigenständige Organisation auf zu existieren und wurde 1938 in die *Deutsche Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener* einverleibt (vgl. Moritz 2020b: 56).

4 Fallbeispiele

Im folgenden Teil wird auf fünf Fallbeispiele von Kriegsgefangenen eingegangen. Die Analyse fokussiert dabei neben biographischen Aspekten insbesondere auf ihre Beschreibung Zentralasiens und die Bedeutung des Aufenthaltes in der Region in lebensgeschichtlicher Hinsicht.

Die hier herangezogenen Personen waren in folgenden Kriegsgefangenenlagern interniert: Namangan, Dschisak (auch Jizzakh), Skobelew (heute Ferghana, Hauptstadt der Region Ferghana), Kata-Kurgan (auch Katta-Kurgan), Fort Alexandrowsk (heute Fort Schewtschenko), Kasalinsk, Osch, Taschkent (bzw. die verschiedenen Lager rund um die Stadt, wie das Troitzky-Lager) (siehe auch Abbildung 1). Wie unten gezeigt wird, hielten sich die Kriegsgefangenen jedoch auch abseits der Lager auf, unter anderem im Zuge von Flucht und Fluchtversuchen.

4.1 Friedrich Andreas Willfort (1879–1956)

Der in Wien aufgewachsene Friedrich Andreas Willfort – weiter Fritz Willfort – wurde 1879 als Sohn eines Zivilingenieurs geboren und besuchte das Schottengymnasium Wien. Mit einer Unterbrechung für ein Freiwilligenjahr bei der k. u. k. Armee im Jahr 1903 absolvierte Willfort das Studium Bauingenieurwesen an der Technischen Hochschule Wien, welches er 1904 beendete. Er betätigte sich fortan sieben Jahre in der Abteilung Straßenbau des Wiener Stadtbauamtes. Während dieser Zeit war er aufgrund seiner sprachlichen Begabung auch als Dolmetscher bei Auslandsbesuchen unter den Wiener Bürgermeister Dr. Lueger und Dr. Neumayer tätig (vgl. Nowak 2020).²⁹



Abbildung 2: Portrait Fritz Willfort
(Quelle: Nowak 2020)

Ab 1912 hatte er die Position des Sekretärs des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins (ÖIAV) inne, welche er – später als Generalsekretär – mit zwei Unterbrechungen bis zu seiner Pensionierung ausführte. Die erste Unterbrechung entstand im Zuge des Ersten Weltkrieges. Fritz Willfort wurde als Leutnant im August 1914 einberufen, geriet am 24. Dezember desselben Jahres an der Karpatenfront in russische Gefangenschaft und verbrachte folglich 6 Jahre in Turkestan (vgl. Nowak 2020).

Nach der Rückkehr trat er wieder den gleichen Posten im ÖIAV an, hielt österreichweit Vorträge zu Kultur, Tradition und Gesellschaft in Zentralasien und dem Nahen Osten und war in der Skobelewer Lagergruppe der Bundesvereinigung ehemaliger österreichischer Kriegsgefangener (B. e. ö. K.) aktiv. Ferner verfasste er ein Buch (siehe unten). Ein weiterer Auslandsaufenthalt folgte 1928 nach Persien, als Willfort von einem österreichischen Baukonsortium für eine Studienreise zur Planung einer Eisenbahnlinie vom Kaspischen Meer zum Persischen Golf entsandt wurde (vgl. Nowak 2020).

Die Eingliederung des ÖIAV in den nationalsozialistischen Bund Deutscher Technik im Jahr 1938 führte abermals zu einer Unterbrechung seiner Tätigkeit im Verein. Zwischen 1939 und 1945 war er Bauleiter bei den Architekten Kaym & Schlager und erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der ÖIAV unter seiner Federführung wieder aufgebaut. Er führte die Position des Generalsekretärs bis zu seiner Pensionierung 1952 aus und verstarb vier Jahre später, am 26. Oktober 1956 in Wien (vgl. Nowak 2020).

²⁹ Im Zuge seines Austretens aus dem Stadtbauamte würdigte die österreichische Tageszeitung Reichspost seine Tätigkeiten mit den Worten:

„Ingenieur Willfort, der die französische und englische Sprache in musterhafter Weise beherrscht, fungierte bei dem Besuch der Stadtvertretung von Paris und der City von London in Wien als Dolmetsch und war als solcher auch im Vorjahr der Audienz des Lordmayors beim Kaiser zugezogen“ (Reichspost 1912: 11).

Von seinem sechsjährigen Aufenthalt in Russisch-Zentralasien brachte Fritz Willfort umfassende Tagebuchaufzeichnungen von insgesamt 3000 Seiten Maschinenschrift mit (vgl. Willfort 1930:V). Diese versteckte er durch Verkleben zwischen Holzstücken vor Inspizierungen bzw. Visitierungen und brachte sie so über die Grenzen bis nach Europa (vgl. Willfort 1930:120f.; 287). Eine Auswahl der Aufzeichnungen wurde 1930 in einer Publikation mit dem Titel *Turkestanisches Tagebuch. Sechs Jahre in Russisch-Turkestan* veröffentlicht. Willfort sammelte während seines Aufenthalts in Turkestan und bei seinen späteren Reisen auch materielle Objekte, welche er nach Europa brachte. Diese wurden nach seinem Tod (zum Teil) dem heutigen Weltmuseum Wien übergeben (vgl. Janata 1984:3).

Es gilt anzumerken, dass Fritz Willfort im Vorwort seines Buches selbst eine positive Verzerrung seiner Darstellungsweise reflektiert. Dies führt er u. a. auf den Verlauf der Zeit zwischen der Gefangenschaft und der Publikation zurück.

„Wenn vielleicht in diesem nunmehr vorliegenden Buch Licht und Schatten meiner Erlebnisse nicht gleich verteilt sind, so ist dies nicht ohne Grund geschehen; die Natur hat es weise eingerichtet, daß schöne Erinnerungen länger vorhalten und das Gedanken an böse Tage rascher verblaßt“ (Willfort 1930:VI).

Gleichzeitig bezeichnet er seine Zeit in Russisch-Turkestan im Vergleich zu den Erlebnissen vieler anderer Gefangener als *„gnädiges Schicksal“* (1930:V) bzw. verniedlicht es als eine *„Laune des Schicksals“* (1930:8). Trotz der vielen Entbehrungen ermöglichte der Aufenthalt, insbesondere durch seine persönliche positive Grundeinstellung und Gesundheit, einzigartige neue Erfahrungen und das Erlernen neuer Sprachen.

„Dieses eigenartige mohammedanische Land bot eine unerschöpfliche Fülle neuer, oft überwältigender Eindrücke. Meine Veranlagung, dem Leben stets die besten Seiten abzugewinnen, und eine fast unerschütterliche Gesundheit festigten in mir den Entschluß, trotz meiner Kriegsgefangenschaft von diesem fremden Lande zu sehen, soviel ich nur konnte“ (Willfort 1930:V).

Die *„Laune des Schicksals“* (Willfort 1930:8) begann am 24. Dezember 1914, als er an der Karpatenfront gefangen genommen und über Kiew und Orenburg in den südlichen Teil des Russischen Reiches gebracht wurde. Von zentraler Bedeutung während der etwa einmonatigen Fahrt war die Stadt bzw. der Bahnknotenpunkt im russischen Kinel, da sich dort – die bis dahin ungewisse – Destination der Gefangenschaft (Sibirien oder Turkestan) entschied. Als der Zug am 16. Jänner dann Richtung Süden bzw. dem „Orient“ weiterfuhr, war der Autor sichtlich erleichtert, denn *„[n]un war es kein Zweifel mehr, nicht Sibirien, sondern Turkestan mit seinem warmen Klima, seiner eigenartigen Landschaft und seinen orientalischen Städten war unser, war mein Los! Ein wahres Glücksgefühl überkam mich und mit verdoppeltem Interesse verfolgte ich nunmehr die Gegend, die unser Zug durchfuhr“* (Willfort 1930:3).

Am 24. Jänner 1915 erreichte der Zug das erste von den insgesamt drei Lagern, die Willfort erlebte. Er verbrachte insgesamt fünf Monate in Namangan im Ferghanatal (vgl. Willfort 1939: 4-16). Bereits am 24. Juni 1915 wurde Fritz Willfort jedoch aufgrund erster Spannungen unter den Einheimischen weiter nach Dschisack (auch Jizzakh), nahe der Hungersteppe (rus. *golodnaja step'*) im heutigen Usbekistan gebracht. Dort war es für die Kriegsgefangenen möglich, sich relativ frei in der steppenartigen Umgebung zu bewegen, wodurch sich Begegnungen mit nomadischen KirgisInnen ereigneten (vgl. Willfort 1930: 20–23; 61–67). Gleichzeitig entwickelte sich intern ein dynamisches Lagerleben.

Einen besonderen Eindruck machte die „Märchenstadt“ Samarkand auf Fritz Willfort, welche er unter vorgetäuschter Notwendigkeit einer zahnärztlichen Untersuchung für einige Tage besuchte (vgl. Willfort 1930: 31–39). Die idyllische und friedliche Atmosphäre wurde dann zum ersten Mal im Sommer 1916 bei den Aufständen der Einheimischen gestört (vgl. Willfort 1930: 69–81). Aus diesem Grund wurde er im August desselben Jahres weiter in das Lager Skobelew (heute Ferghana, Hauptstadt der Region Ferghana) gebracht. In der anfänglichen Situation in Skobelew, wo die Gefangenen *„zum Unterschied von Dschisak als Bewegungsmöglichkeiten nur öde Exerzierplätze hatten“* (Willfort 1930: 96), verbrachten viele die Zeit mit dem Erlernen von Sprachen, dem gegenseitigen Anbieten von Kursen verschiedener Art oder durch Theatervorstellungen.

Die ab 1917 stattgefundenen Revolutionen und Umstürze, die Willfort detailliert aus Perspektive eines Gefangenen in Turkestan beschreibt, veränderten die Zustände grundlegend. So gab es einerseits – zumindest vorübergehend – mehr „Freiheiten“. Willfort schreibt zum Beispiel nach der März-Revolution 1917: *„[U]nsere Wachen versehen den Dienst nur zum Scheine“* (1930: 100). Andererseits wurde die Versorgung mit Nahrungsmitteln in diesem Jahr immer unzureichender, da die Lebensmittelpreise stiegen und sich die Rationen verringerten. Dies gipfelte Anfang 1918 in einer ernsten Verpflegungskrise (vgl. Willfort 1930: 134–139).

Insbesondere durch die Tatsache, dass Willfort ein Offizier war, verschlechterte sich die Lage bzw. die „Freiheiten“ nahmen wieder ab. Als nun alle Angelegenheiten der Kriegsgefangenen in die Macht der Kommunisten fielen, wurden Offiziere nämlich automatisch als „gegenrevolutionäre“ Elemente wahrgenommen (vgl. Willfort 1930: 218). Gleichzeitig gab es nun – wie teilweise auch bereits davor – verstärkt Anwerbungsversuche für die Rote Garde bzw. die Rote Armee unter den Kriegsgefangenen und das durchaus mit Erfolg. Willfort erlebte nun die bedrückende Situation, dass die „eigenen Leute“ sich gegen die Interessen der restlichen Kriegsgefangenen engagierten, auch in der Frage der Heimkehr: *„Das Niederdrückendste für uns ist aber, daß diejenigen, die uns darin hindern, nicht die Russen, sondern unsere eigenen Leute waren!“* (Willfort 1930: 226).

Zudem wurde die Verpflegung zunehmend eingestellt und es war notwendig einer eigenen Erwerbsarbeit nachzugehen. Fritz Willfort arbeitete folglich als Feldarbeiter (siehe Willfort 1930: 245–247) oder als Lehrer bei einer lokalen Schule (siehe Willfort 1930: 268–273). Gleichzeitig beschreibt der Autor die zugenommenen Bandenbewegungen, die Autonomiebestrebungen sowie die Auseinandersetzungen zwischen den sowjetischen Behörden und der lokalen Bevölkerung (vgl. Willfort 1930: 139–146; 209–215).

Trotz der unsicheren Lebenssituation war es Fritz Willfort (und einigen seiner Kameraden) möglich, Ausflüge rund um Skobelew zu unternehmen. Zum Beispiel im April 1917 nach Andischan (siehe Willfort 1930: 104–107), oder 1918 nach Alt-Marghellan (auch Marg'ilon) (ebd.: 182–188), Kisilkiah (auch Kyzyl-Kiya) (ebd.: 147–150) sowie in das Alaigebirge. Sie wanderten auch zum Dengis-Bei-Pass (auch Tengizbay) (siehe ebd.: 169–182) oder auf den Karakasik Pass (siehe ebd.: 188–204).

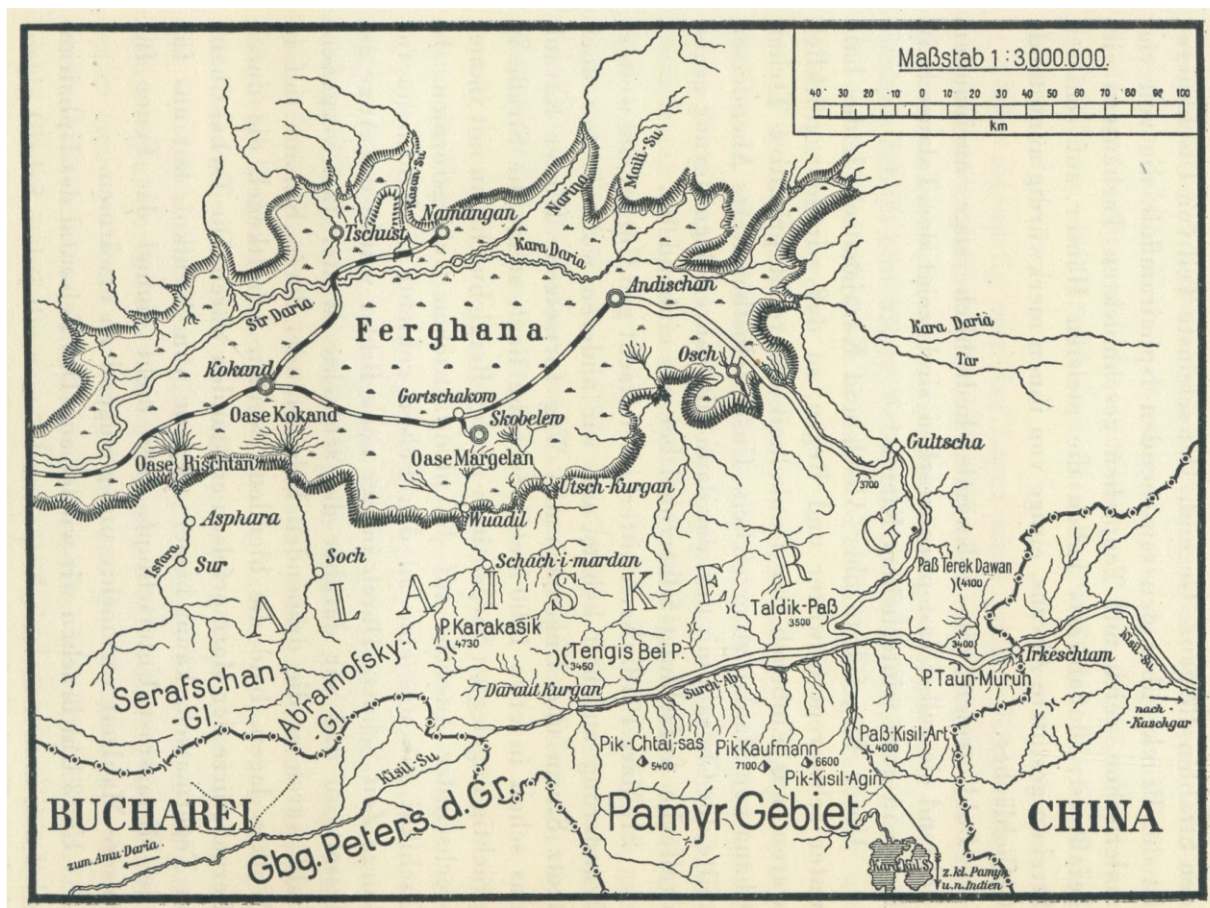


Abbildung 3: Umgebung von Skobelew (Ferghana) (Quelle: Willfort 1930: 155)

Auch wenn ab 1918 einige die Flucht nach Europa versuchten, entschied sich Willfort dagegen. Dabei war es für ihn ausschlaggebend, „daß ich mich auf kein Abenteuer einlassen wollte, aber auch, daß meine Konstitution nur allzuviel zu wünschen übrig ließ“ (Willfort 1930: 154). Folglich harrete er aus, bis es die Möglichkeit einer offiziellen Heimkehr gab. Da er nicht als krank oder invalide klassifiziert wurde, war dies erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1920

möglich. Nach einem emotionalen Abschied von einer Russin, mit der er nicht lange davor eine romantische Beziehung einging, begann die Rückreise über das russische Festland. Da er ein Offizier war, wurde er in Petrograd nochmal gezwungen zwei Monate Zwangsarbeit zu leisten, bevor er über die Ostsee nach Deutschland und dann mit dem Zug weiter nach Wien reiste (siehe Willfort 1930: 306–319).

Ein Aspekt, der sich in allen hier herangezogenen Beschreibungen von Fritz Willfort widerspiegelt, ist die positiv konnotierte Faszination für das „Andere“ bzw. „Fremde“. Als Willfort im Jänner 1915 zum ersten Mal aus dem Zug die *„eigenartigen Gestalten der asiatischen Völker“* (Willfort 1930: 3) sah, konstatiert er in interessierter und neugierig-aufgeregter Art und Weise, dies sei *„ein buntes Gewimmel neuer Menschen und Bilder, die in nichts mehr an Europa erinnerten“* (ebd.).

Die „russische Sphäre“, welche zu dieser Zeit in Zentralasien auch vorhanden war, interessierte Fritz Willfort nur peripher. Wenn diese erwähnt wird, dann im Zusammenhang mit den politischen Entwicklungen sowie im Zuge notwendiger Interaktionen als Kriegsgefangener. Die Faszination Willforts galt dem kulturellen Leben der indigenen Bevölkerung. Er resümiert im Jahr 1920:

„Durch alle die Jahre hatte ich mich zurückgehalten, in russischen Familien zu verkehren; ich suchte nicht Gesellschaft; und wenn ich in meinen freien Stunden neben Gartenarbeit und Sprachstudien auf die Basare oder in die Sartendörfer gehen konnte, war ich damit zufrieden“ (Willfort 1930: 282).

Gegen Ende seines Aufenthaltes in Turkestan lernte Willfort nichtsdestotrotz die Russin Olja Alexandrowna beim Mitwirken an einem Theater kennen und ging mit ihr eine romantische Beziehung ein. Da sie trotz ihres Lebens in der Region wenig Kontakt mit den Einheimischen hatte, übernahm er in gewisser Weise eine „Vermittlerposition“. Er, als Kriegsgefangener, versuchte ihr nicht nur das Leben und die Kultur der indigenen Bevölkerung näher zu bringen, sondern auch seine Faszination für diese Sphäre:

„Meine ausgesprochene Vorliebe für das Leben der Einheimischen hatte sie bald erkannt, und mir war es eine unendliche Freude, ihr nach und nach das viele Eigenartige und Schöne dieses mohammedanischen Landes zu zeigen. Wir wanderten bald dahin, bald dorthin in die Dörfer, zum erstenmal sah Olja den Frühling auf den Feldern bei den Sarten, hörte die Gesänge der einheimischen Mädchen bei der Feldarbeit, erfuhr von ihrem Leben und ihren Bräuchen, die sie wohl oft gesehen hatte, deren Deutung ihr aber fremd geblieben war“ (Willfort 1930: 282).

Gleichzeitig versuchte er sich auch möglichst „ortsüblich“ zu verhalten, sich nach lokalen Konventionen zu kleiden, an Bräuche und Sitten anzupassen und insbesondere die lokalen Sprachen zu erlernen. Dies veranschaulicht beispielsweise folgendes Zitat bei einem

Besuch des Dorfes Auwal (auch Avval) in der Nähe von Skobelew, als er und seine Kameraden von einigen Sarten zum Essen eingeladen wurden:

„Als wir uns einfanden, war für uns und seine Freunde in der großen Tschai-Chana der herrliche Palau schon fertig und wurde vom Diener, der zuerst die persische Kanne zum Händewaschen herumgereicht hatte, nach Landessitte auf der Erde in einer großen flachen Schüssel aufgetragen [...] Wir folgten überall in allem und jedem der einheimischen Sitte, was die Sarten besonders erfreute; nur im Rülpsen nach dem Mahle, was hier zum guten Ton gehört, konnten wir es nicht gleich tun“ (Willfort 1930: 186).

Seine Anstrengung der Anpassung an die landesüblichen Gegebenheiten macht er unter anderem für seine positiven Erlebnisse mit der einheimischen Bevölkerung mitverantwortlich. Die Interaktionen mit dieser beschreibt er auch während der Zeit allgemeiner Unsicherheit, als räuberische Überfälle an der Tagesordnung waren, durchwegs als friedlich. Unter anderem stellte er dies nach der Rückkehr von der Bergtour auf den Karakasik fest:

„Eine ganze Anzahl von Dörfern der Steppe und im Gebirge, so hieß es, waren bereits von dieser Landplage [der Räuberbanden, Anm. J.A.] heimgesucht worden – und wir kamen friedlich, von allen Sarten und Kirgisen die wir auf unserer Wanderung getroffen hatten, stets auf freundlichste aufgenommen, mitten aus dieser gefährlichen Gegend!“ (Willfort 1930: 205).

Der Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung war jedoch nicht nur von gastfreundlichen, sondern auch von fürsorglichen Gesten geprägt. Beispielsweise wurde ihm während einer Zeit der allgemeinen Versorgungs- und Lebensmittelknappheit von einem Sarten Geld geschenkt (vgl. Willfort 1930: 185f.). Oder, als Willfort als Tagelöhner am Feld mit einer älteren Sartin zusammenarbeitete, machte diese mütterlich-fürsorgliche Vorschläge, wie sie es ihm ermöglichen könne, dass er nach Österreich zurückkehren kann.

„Als ich ihr erzählte, daß ich nunmehr bald fünf Jahre meine Frau und meine Kinder nicht mehr gesehen habe, machte sie den Vorschlag, sie wolle mit mir die Pilgerfahrt nach Mekka antreten, falls ich imstande wäre, zumindest für mich einen Esel zu kaufen; sie würde mich für ihren Sohn ausgeben und alles würde gut ablaufen; in längstens einem halben Jahr, meinte sie, könne ich dann zu Hause sein. Diese naive mütterliche Fürsorge der alten Sartin hat mich ehrlich gerührt“ (Willfort 1930: 247).

Allgemein charakterisiert Fritz Willfort ein Leben in Zentralasien, welches bunt und vielfältig ist. Er verwendet häufig Wörter wie „Farbenpracht“, „Farbenfreudigkeit“ oder „malerisch“, die er insbesondere in Bezug auf die Kleidung der Einheimischen anwendet. Beispielsweise ist er bei seinem Besuch in der „Märchenstadt“ Samarkand vom „regen Treiben“ angetan und meint *„[d]ie Farbenfreudigkeit der Einheimischen feierte in ihren Festtagsgewändern wahre Orgien, ein Maler hätte nicht so viele Farben auf seiner Palette bringen können, wie die Sarten in ihren Schalaten aus Seide und Goldbrokat zeigten“* (Willfort 1930: 33); oder als der Autor am Beginn seines Aufenthaltes in Namangan den ersten Eindruck schildert, fallen ihm einerseits die

breiten Straßen, Wassergräben und Pappelreihen auf und *„dazu das buntfarbige Volk der Sarten in den weiten Schalaten und mit den reich gestickten Käppchen, ein wahrhaft malerisches Bild!“* (Willfort 1920: 6).

Ein weiteres Faszinosum konstituiert die kulturelle Vielfalt und das Zusammenleben der verschiedenen Bevölkerungsgruppen. So beschreibt Fritz Willfort zum Beispiel sein Erstaunen über die Diversität des öffentlichen Lebens, als er 1915 das erste Mal in das Zentrum von Samarkand fuhr:

„Nach einer kaum halbstündigen Fahrt durch dieses bunte Gewoge, in dem wir für uns ganz Neues sahen, Perser, Afghanen, Bucharer, Turkmenen und Tekinzer, dazu Perserinnen in ihrer eigenartigen, ganz verummten schwarzen Tracht, Bucharer Jüdinnen, unverschleiert, mit ihren klassisch schönen edlen Zügen, Kirgisinnen, grobknochig und unschön, mit dem turmartigen weißen Kopfputz, Bergbewohner in ihrer biblischen Gewandung mit ihren langen Stöcken, und endlich die schrecklichen leprakranken Bettlerinnen nicht zu vergessen, hielten wir bei einer Reihe von Buden an der Hauptstraße, von welcher wenige Schritte entfernt das Juwel Samarkands liegt: der Registanplatz!“ (Willfort 1930: 33f.).

Auch in den Klassen der lokalen Dorfschule, wo er im Jahr 1920 unterrichtete, gab es eine *„recht bunt zusammengewürfelte kleine Gesellschaft“* (Willfort 1930: 169); meist Sartenkinder, aber auch KirgisInnen und TadschikInnen befanden sich darunter. Gemäß Willforts oben erwähntem Interesse an der Sphäre der Einheimischen, werden bei seiner Beschreibung der kulturellen Vielfalt RussInnen weniger erwähnt.

Eine kulminierte Form des „bunten orientalischen Treibens“ erlebte der Autor bei der Beobachtung verschiedener Feste (siehe u. a. Willfort 1930: 13f.; 58–61), wie beispielsweise dem Beiram-Fest im Samarkand, das er als den *„Inbegriff des pulsierenden orientalischen Lebens“* (Willfort 1930: 36) bezeichnet. Aber auch auf den Basaren findet sich nach Willfort eine solche Stimmung vor (siehe z. B. Willfort 1930: 6ff.).

Assoziationen mit dem märchenhaften und verzaubernden Charakter von Zentralasien sowie dessen Schönheit und Erhabenheit herrschen vor allem bei Beschreibungen von Denkmälern, Architektur und (alten) Bauten vor. Fritz Willfort schreibt am 10. August 1915: *„Heute habe ich die Märchenstadt Samarkand geschaut! Der Traum, den ich so lange gehegt hatte, ging in Erfüllung. Bewundernd stand ich vor der majestätischen Pracht vergangener Jahrhunderte, und nie und nimmer werde ich den ersten Eindruck vergessen, den diese Denkmäler auf mich gemacht haben“* (Willfort 1930: 33).

Ein weiteres Beispiel diesbezüglich sind Willforts Schilderungen des Ausflugs zur Moschee von Schach-i-Mardan (auch Shohimardon):

„[...] inmitten einer idyllischen Hochgebirgslandschaft, ganz verschneit, tauchte plötzlich am Berghang wie ein Märchenschloß die große Moschee von Schach-i-Mardan auf, wohl an dem schönsten Punkt der ganzen Gegend errichtet. Hier war eine andere Welt, und die Schönheit

dieses Ortes erfüllte uns mit ehrfürchtiger Freude. Wir konnten uns an diesem prächtigen Denkmal alter Kultur und an aller Erhabenheit der uns umgebenen Natur nicht sattsehen“ (Willfort 1930: 131).

Manchmal wird jedoch auch explizit auf europäische märchenhafte Projektionen gegenüber dem „Orient“ Bezug genommen. In Kapitel „Hochzeit in dem Lande der Tausendundeinen Nacht“ schildert Willfort den Prozess einer Vermählung zwischen einem österreichischen Kriegsgefangenen und einer jungen Sartin. Dieses Unterfangen wird aufgrund der wahrgenommenen großen kulturellen Unterschiede einerseits als „kühne Tat“ bezeichnet, wobei der Autor bei der Beschreibung der Zeremonie die „Merkwürdigkeit“ und „Andersartigkeit“ dieser hervorhebt. Mit dem Vergleich zu den Märchen von 1001 Nacht, welche im Wesentlichen eine Übertragung europäischer Fantasien auf den „Orient“ darstellen, wird somit versucht eine unverständliche und schwer zu fassende Szene vertrauter zu machen. Willfort schreibt beispielsweise am Ende,

„[d]as junge, kaum 15jährige Mädchen, das so die Frau eines österreichischen Kriegsgefangenen geworden war, sah ganz allerliebste aus, und die beiden auf ihren Kissen Thronenden in den morgenländischen Gewändern erinnerten fast an Szenen aus dem Märchenbuch der Tausendundeinen Nacht – die kleine, einheimische ‚Prinzessin‘, daneben der biedere Schneidergeselle, den eine Laune des Schicksals ins Morgenland verschlagen hatte!“ (Willfort 1930: 258).

Die Frauen in Zentralasien kommen in Willforts Schilderungen vor, jedoch im Vergleich zu den anderen Fallbeispielen in einem untergeordneten Ausmaß. Insbesondere bei den sartischen Frauen spielt dabei die Frage der Verschleierung eine wesentliche Rolle. Der Autor schildert beispielsweise die Szenen eines beobachteten Fests, bei dem es ihm und seinen Kameraden gelang *„einen Blick in jene uns sonst ganz verschlossene Welt [zu] tun und alle Sartenfrauen und -mädchen unverschleiert vor uns sich bewegen [zu] sehen“ (Willfort 1930: 59).* Durch die Abwesenheit des *„häßlichen schwarzen Roßhaarschleier (tschimat), der die sartische Frau auf der Straße so entstellt“ (Willfort 1930: 59)* ergaben sich dadurch „malerische“ und bunte Szenen. Die Verschleierung wird jedoch nicht nur in optischer Hinsicht negativ angesehen, sondern auch implizit als eine Form der Unterdrückung. So schreibt Willfort im Zuge seiner Tätigkeit als Feldarbeiter, dass die anwesenden Frauen keinen Schleier trugen, *„als ob wir Männer gar nicht vorhanden wären“ (1930: 247);* und dadurch ereigneten sich auch einige Gespräche, die bei verschleierten Frauen unterdrückt werden würden:

„Eine junge Frau von etwa zwanzig Jahren mit auffallend schönen Zähnen war besonders hübsch. Sie hatte die Scheu, zu sprechen, wie alle anderen vollständig abgestreift, solange sie keinen Schleier trug“ (Willfort 1930: 247).

Auch wenn das lokale Leben teilweise romantisierend und verklärend dargestellt wird, so erwähnt Willfort an einzelnen Stellen doch eine Unterscheidung hinsichtlich der „Kulturstufe“.

Er spricht zum Beispiel bei der Beobachtung eines Festes der Sarten, das dieses „nach unserer [westlich - europäischen, Anm. J.A.] Auffassung sehr primitiv und ein Zeugnis der Anspruchslosigkeit der hiesigen Bevölkerung“ (Willfort 1930: 14) sei; oder er begründet den beobachteten Missbrauch eines Esels durch Jugendliche und die schlechten Gesundheitsverhältnisse bei den kirgisischen Nomaden mit deren niedrigeren Kulturstufe (vgl. Willfort 1930: 24).

Die, insbesondere am Anfang seines Aufenthaltes, oft geschilderte friedliche Atmosphäre durch die Weltabgeschiedenheit der Region (vgl. z. B. Willfort 1930: 39) kommt im Verlauf der Jahre zunehmend in Bedrängnis; unter anderem durch die Aufstände von 1916, die Bandenbewegungen und andere Entwicklungen. Nichtsdestotrotz hält Willfort diese friedliche, romantisierende Sphäre aufrecht, indem er das lokale Leben in essentialistischer Art und Weise darstellt und sich auf vermeintlich unveränderbare und authentische kulturelle Elemente beschränkt. Ich würde sogar argumentieren, dass die Beschäftigung mit der Kultur und dem Leben der Einheimischen für Willfort als eine Sphäre des Rückzugs vor der zunehmend unsichereren Lage in der Region fungierte. Gewalt wird bei Willfort auf externe Faktoren zurückgeführt und das Verhalten der russischen Soldaten auch als willkürlich bezeichnet (vgl. Willfort 1930: 165).

Zentralasien wird in Willforts Publikation vor allem mit dem „Orient“ in Verbindung gebracht und weniger mit der russischen Sphäre. Dies zeigt sich auch an seiner späteren Persienreise im Jahr 1928. Dort erlebte Willfort das „erste freudige Wiedersehen mit dem Orient“ (Willfort 1928: 357), als er bei seiner Reise nach Persien im Auftrag eines Baukonsortiums ähnliche Verhältnisse und Kulturelemente wie in Turkestan vorfand. In seiner Publikation *Zur Entwicklung des Verkehrs im heutigen Persien* (1928) schildert er einerseits den, als beachtlich empfundenen, Fortschritt, welchen dieses Land in den letzten Jahren gemacht hat. Andererseits wird der alte „Orient“ in Kontrast zu technologischer Entwicklung bzw. „modernen Technik“ gestellt und insbesondere der faszinierende und verzaubernde Charakter von Ersterem wird als unvereinbar mit Letzterem angesehen (vgl. Willfort 1928: 364). In diesem Sinne resümiert der Autor: „Es ist kein Zweifel, daß auch in Persien die moderne Technik den Sieg davontragen wird [...] so wird bald Persien erschlossen sein, freilich [wird Persien, Anm. J. A.] damit auch vieles von seinem seltenen orientalischen Reiz eingebüßt haben“ (Willfort 1928: 368).

Das heißt die Faszination, welche mit dem „Orient“ in Zusammenhang gebracht wird, beruht auf essentialistischen, nicht dynamischen und stark historisch verankerten kulturellen Elementen, die einen Rückzug aus der Gegenwart erlauben. Diese gibt es nach Willfort – verschwindend, aber doch – sowohl in Persien als auch in Turkestan.

4.1.1 Turkestan in der Zwischenkriegszeit

Nach der Rückkehr im Jahre 1921 war Fritz Willfort aktiv darin, einerseits die Erinnerung an die (gemeinsame) Zeit in Turkestan zu pflegen. Andererseits versuchte er auch gesellschaftliche sowie kulturelle Aspekte der Region einem breiteren Publikum in Österreich näher zu bringen.

Ersteres geschah durch die aktive Beteiligung in der 1925 formal gegründeten Lagergruppe Skobelew der Bundesvereinigung ehemaliger österreichischer Kriegsgefangener (B.e.ö.K.) (vgl. Der Plenny 1925 April: 11). Ein zentraler Bestandteil der Aktivitäten dieses Zusammenschlusses konstituierte die Organisation des jährlichen – jeweils unter einem bestimmten Motto stattgefundenen – *Turkestanischen Wiedersehensfests* bzw. *Wiedersehens-Abends*. Nach den Berichten der Zeitschrift „Der Plenny“ (herausgegeben von der B.e.ö.K.) fand diese Zusammenkunft insgesamt 19. Mai³⁰ statt, wobei Fritz Willfort insbesondere in den späten 1920er und frühen 1930er Jahren bei der künstlerischen Gestaltung erwähnt wird. Die Inszenierung dieser Abende charakterisierte sich durch den Versuch der möglichst detailgetreuen Nachstellung von „authentischen“ turkestanischen Elementen, wobei der Kriegsgefangenschaft an sich eher zweitrangige Bedeutung zugeschrieben wurde. Zum Beispiel waren die BesucherInnen angehalten in turkestanischer Tracht bzw. Kostümen zu erscheinen, welche die Frauen der ehemaligen Gefangenen herstellten (vgl. u. a. Der Plenny Mai 1928: 64). Darüber hinaus war der Veranstaltungssaal meist mit einem Teehaus und einem Basar ausgestattet und die Wände wurden möglichst detailgetreu, gemäß dem Ausblick aus dem Skobelewer Lager auf den Pamir und das Alaigebirge, bemalt (vgl. u. a. Der Plenny 1931 Mai/Juni: 60). Fritz Willfort hatte u. a. die Aufgabe, die kulturellen Elemente der Masse verständlich zu machen. Willfort agierte durchaus in gewisser Weise als „Repräsentant“ bzw. Vermittler von Turkestan und den dort lebenden Menschen. Gleichzeitig rückte er die positiven Aspekte der Gefangenschaft in den Vordergrund, wie folgendes Zitat eines Berichtes aus der Zeitschrift „Der Plenny“ zeigt:

„Ing. Willfort erklärte an einigen vorgeführten Damen die sartische Tracht, die besonders bei den Damen großes Interesse weckte. In seiner Ansprache schilderte er die Schönheit des ewig blauen Himmels Turkestans, an den sich die Kameraden an dieser einen Nacht im Unterschied von allem erlebten Häßlichen während der Gefangenschaft erinnern sollten“ (Der Plenny 1927 April: 45).

Im Wesentlichen geht es dabei um eine positiv konnotierte „Turkestanische Atmosphäre“, die sich durch den bereits erwähnten verzaubernden und verführerischen Charakter des „orientalen Anderen“ auszeichnet. Eine solche Atmosphäre wird beispielsweise auch in einem

³⁰ Im letzten Jahr des Erscheinens der Zeitschrift „Der Plenny“ wurde in der Ausgabe vom Februar/März das 19. Wiedersehensfest gezählt (vgl. Der Plenny 1938 Februar/März: 27). Dabei muss jedoch erwähnt werden, dass zwischen dem Jahr 1932 auf 1933 ein Sprung vom 12. auf das 14. Wiedersehensfest stattgefunden hat (vgl. Der Plenny 1932 April/Mai: 61; Der Plenny 1933 Mai/Juni: 60f.).

Bericht über das 8. Wiedersehensfest im Jahr 1928 mit dem Motto „Unter dem blauen Himmel Turkestans“ geschildert:

„Gemäß der Devise war die Decke der Säulenhalle des Saales blau dekoriert, während die Bühne in Erinnerung an die in der Kriegsgefangenschaft verlebten Zeit als turkestanischer Basar ausgestattet war, bei dem die üblichen Tschaichana mit Teppichen, Pölstern, Samowar etc. nicht fehlte. Marillenbäumchen in vollster Blüte schmückten auf beiden Seiten die Bühne und auch die sonstige Dekoration in Rosa erinnert so recht an die dortige Frühlingsstimmung [...] Unter den vielen erschienenen Sarten und Sartinnen war diesmal auch ein Mullah (Priester), ein gebürtiger Skobelewer, der die eigentliche Tamascha (Fest) mit Gebetrufen und Gebet einleitete, worauf die Feier durch die charakteristische Musik mit 2 Kornais (Posaunen), Querpfeifen, Trommeln und dergleichen mit dem anschließenden Umzug der Sarten und Sartinnen eröffnet wurde. [...] Leider störte das Basarleben ein Überfall des Madamin Bek (Name eines bekannten Räuberhauptmanns), wie wir deren so viele erlebten“ (Der Plenny 1928 Mai: 64).

Darüber hinaus hielt Fritz Willfort in der Zwischenkriegszeit österreichweit Vorträge. Einige dieser Veranstaltungen fanden zwischen 1921 und 1936 am Volksbildungshaus der Wiener Urania statt. Jene, die sich inhaltlich mit Zentralasien beschäftigten, wurden vor allem damit beworben, dem/der ZuseherIn den „authentischen“ bzw. „ureigensten Orient“ zu vermitteln. So wurde zum Beispiel eine Veranstaltung mit dem Titel „Durch Turkestan und Persien. Lebensgewohnheiten und Trachten, Kunstgewerbe und Hausindustrie“ mit den Worten angepriesen: „Der Vortragende, der mit Kennerblick die Länder des Orients durchstreift hat, versetzt mit seinen szenischen Darstellungen in überaus anschaulicher Weise seine Zuhörer in ein Stück des ‚wirklichen Orients‘“ (Verlautbarungen Wiener Urania 1929: 5f.). Meist beinhalteten diese Veranstaltungen, neben der Verwendung von Lichtbildern und der



Abbildung 4: Einladung zum 8. Wiedersehensfest 1928 (Quelle: Der Plenny 1928 März: 29)



Abbildung 5: Wiedersehensfest der Lagergruppe Skobelew (Quelle: Janata 1984:23)

Vorführung von Originalkostümen auch szenische Darbietungen, bei denen bis zu 22 DarstellerInnen involviert waren (vgl. ebd.). Das Neue Grazer Tagblatt beschreibt eine solche Veranstaltung mit den Worten:

„Aus mehrjähriger Kriegsgefangenschaft in Turkestan brachte Ing. Fritz Willfort [...] unter zahllosen Mühen und Gefahren Kostbarkeiten nach Europa, wie sie unsere Museen nur in den seltensten Fällen besitzen. Nun hatte er die eigenartige Idee seinem [...] Lichtbildvortrag bühnenmäßige Szenen einzufügen, in denen diese handgeflochtenen Matten, Teppiche, Taschen und märchenhaften Festgewänder der verschiedenen Volksstämme Turkestans von hiezu besonders geeigneten und geschulten Darstellern zugleich mit genauer Widergabe des Gehabes der Bewohner Turkestans beim Grüßen, Sitzen, Teetrinken und bei Handelsgeschäften zur Schau gestellt werden. Man muß gestehen: ähnliches bietet kein europäisches Theater an Echtheit [...] ähnliches leistet keine moderne Modenschau an Farbenpracht und ausgesuchter Schönheit [...] Man fühlt sich gebannt von diesen lebenden Bildern, die einem den fernen Orient unmittelbar vor Augen führen“ (Neues Grazer Tagblatt 1922: 4).

Dem Thema der Frau in Zentralasien wird neben den Trachten, Sitten und Gebräuchen in diesen Vorträgen eine gesonderte Bedeutung zugeschrieben. So gab es eine eigene Veranstaltung mit dem Titel „Frauenleben, Trachten und Handarbeiten in Zentralasien“, die sich explizit mit der Rolle der Frau beschäftigte (vgl. Verlautbarungen Urania Wien 1925: 4f.).

Aber auch bei der Veranstaltung „Asiatische Trachtenschau. Zentralasiatische und persische Kostüme“ wird der Einblick in das „Frauengemach eines persischen Hauses“ als geheimnisvolle Besonderheit präsentiert (vgl. Mitteilungsblatt Wiener Urania 1936: 28).

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Fritz Willfort Zentralasien im Wesentlichen mit dem „Orient“ gleichsetzt. Seine Faszination gilt dem märchenhaften „orientalen Anderen“ bzw. er interessiert sich vor allem für die Sphäre der indigenen Bevölkerung. Diese charakterisiert er als divers, farbenprächtig und durch positive Interaktionen geprägt. Für Willfort stellt die Beschäftigung mit dem Leben der Einheimischen in gewisser Weise auch einen friedlichen „Zufluchtsort“ im Kontext einer zunehmend unsicherer werdenden Lage in der Region dar. Gleichzeitig verstand sich Fritz Willfort auch als Repräsentant bzw. Vermittler von Turkestan und dessen Kultur gegenüber anderen Personen.

Die Erfahrungen während der Gefangenschaft prägten seine Aktivitäten in der Zwischenkriegszeit in Österreich. In den oben erwähnten Wiedersehensfesten und Vorträgen wurde Turkestan bzw. Zentralasien stark „atmosphärisch“ vermittelt; als etwas, das nicht nur abstrakt-theoretisch, sondern mit verschiedenen Sinnen und in Interaktion durchaus auch physisch erfahrbar ist. Die zahlreichen erlebten politischen Veränderungen in der Region, die in seinem 1930 publizierten Werk durchaus vorkommen, werden dabei kaum thematisiert.

4.2 Rudolf Köstenberger (1895–1965)

Rudolf Köstenberger wurde am 6. Jänner 1895 in Klagenfurt geboren³¹, wohnte aber nach seinem ersten Lebensjahr in Graz und war an der Universitätsbuchdruckerei „Styria“ als Schriftsetzer tätig. Er gelangte 1915 in russische Kriegsgefangenschaft und befand sich bis Ende 1920 in Turkestan. Während dieser Zeit war er auch in der Roten Armee aktiv und ist somit einer der wenigen Kriegsgefangenen, die in der Zwischenkriegszeit offen über diese Tätigkeit schreiben.

Über Köstenbergers Leben nach der Kriegsgefangenschaft gibt es nur wenige Anhaltspunkte. Aus den Meldedaten geht hervor, dass er nach der Gefangenschaft mit Hermine Köstenberger (1894–1980) verheiratet war und einen Sohn, nämlich Josef Köstenberger (1922–1988),

³¹ Vgl. STAG, Amtliches Totenprotokollbuch der Stadt Graz, Rudolf Köstenberger, März 1965, Eintragsnummer 33.

hatte.³² Beruflich war er einerseits wieder als Schriftsetzer an der Universitätsbuchdruckerei „Styria“ tätig.³³ Daneben bot er seine publizierten Bücher (siehe unten) zum Verkauf an³⁴ und übernahm in Einzelfällen anscheinend auch die Verlagstätigkeiten für Publikationen von anderen ehemaligen Kriegsgefangenen³⁵. Andererseits versuchte er, aus dem Kriegsarchiv

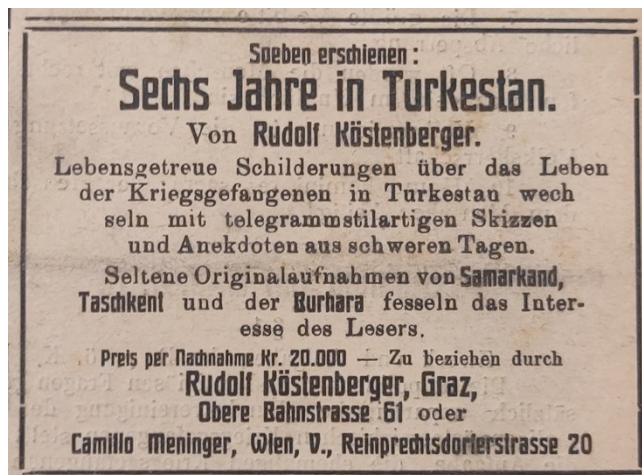


Abbildung 6: Inserat für Köstenbergers Buch "Sechs Jahre in Turkestan" (Quelle: Der Plenny 1924 August: 12)

stammende und von der Österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB) reproduzierte

Kriegsbilder der italienischen Front zu Geld zu machen. Letzteres geht aus den, im ÖNB-Archiv vorliegenden, Korrespondenzen über die Reproduktion von Bildern und einem damit einhergegangenen Zahlungsstreit zwischen den *Freunden der Österreichischen Nationalbibliothek* und Rudolf Köstenberger, bei dem auch Rechtsanwälte und andere Akteure involviert waren, hervor.³⁶ Dies kann als Indiz für Geldprobleme Köstenbergers nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft gedeutet werden. Außerdem wird er in einem Brief vom 11. Jänner 1932, unter Bezugnahme auf Polizeiauskünfte, als Alkoholiker bezeichnet.³⁷ Köstenberger verstarb am 2. März 1965 in Graz.³⁸

Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft veröffentlichte Köstenberger insgesamt fünf Bücher. Einerseits das Werk *Sechs Jahre in Turkestan* (o.J.)³⁹, das sich allgemein mit seiner Zeit der Gefangenschaft beschäftigt; das Buch *Mit der Roten Armee durch Russisch-Zentralasien* (1925) über seine Tätigkeit in der Roten Armee. Weiters publizierte er noch eine Sammlung verschiedener sozialer und kultureller Erlebnisse außerhalb der Gefangenenlager mit dem Titel *Das geheimnisvolle Teehaus. Sittenbilder aus dem fernen Osten* (1927). Der Autor veröffentlichte darüber hinaus zwei weitere Werke (siehe Köstenberger 1928 und 1931),

³² Vgl. STAG, Meldekartei der Polizeidirektion Graz 1892 – 1925, Rudolf Köstenberger (geb. 1895); Auf dem Meldeblatt von Rudolf Köstenberger vom 1. April 1927 wurde vermerkt, dass er geschieden ist und nicht mehr mit seiner Frau und Kind zusammenwohnt.

³³ Vgl. ÖNB-Archiv, NB 106/1933

³⁴ Köstenberger schaltete Inserate zum Verkauf von Büchern in verschiedenen Zeitschriften (z. B. Der Plenny 1924 August: 12).

³⁵ Siehe W. H. Braun (1930) *Unter Zarenherrschaft und Sowjetstern. Erlebtes und Erschautes in Russland und Sibirien während des Weltkrieges und der Revolution*.

³⁶ Vgl. ÖNB-Archiv, NB 1226/1932, 1287/1932, 1317/1932, 1354/1932, 1416/1932, 1484/1932, 1585/1932, 1716/1932, 1854/1932, 1964/1932, 2085/1932, 106/1933, 1038/1935, 1084/1932

³⁷ Vgl. ÖNB-Archiv, NB 106/1933

³⁸ STAG, Amtliches Totenprotokollbuch der Stadt Graz, Rudolf Köstenberger, März 1965, Eintragsnummer 33; Das Grab von Köstenberger befindet sich am Zentralfriedhof in Graz (siehe Grabbesuch 02.04.2022).

³⁹ Einige Textausschnitte aus diesem Buch wurden auch im, von Hans Weiland und Leopold Kern 1931 herausgegebenen, ersten Teil des Sammelbands *In Feindeshand* publiziert.

die jedoch keinen direkten Bezug zur Gefangenschaft aufweisen und somit hier inhaltlich nicht berücksichtigt werden.

Rudolf Köstenberger wurde das erste Mal im Oktober 1914, nach einer dreimonatigen Ausbildung in Graz, als Teil der 4. Marschkompagnie an die Ostfront geschickt. Da er bei einer „*Marodervisite als ruhrverdächtig und spitalsbedürftig befunden*“ (Köstenberger o.J.: 2) wurde, kehrte er zur Genesung nach Klagenfurt zurück und kam Ende Dezember erneut nach Graz. Nach einer neuerlichen dreimonatigen Ausbildung wurde er zur Maschinengewehrabteilung Nr. 4 kommandiert und wieder an die Karpatenfront geschickt. Am 25. März 1915 kam er dabei in der Nähe von Zboro (in der heutigen Slowakei) in russische Gefangenschaft (vgl. Köstenberger o.J.: 3f.). Nach einem Transport über Lubin, Minsk, Moskau und dann weiter über Orenburg und die kirgisische Steppe⁴⁰ erreichte Köstenberger am 21. April 1914 sein erstes Lager im Generalgouvernement Turkestan, nämlich das Troitzky-Lager etwa 40 km außerhalb von Taschkent (vgl. Köstenberger o.J.: 4–8; 10). Während dieser Zeit war es für die Gefangenen nur erlaubt sich innerhalb des Lagers aufzuhalten und folglich hatte Köstenberger auch kaum Kontakt mit dem lokalen Leben. Er und die anderen Gefangenen mussten teilweise Ziegelarbeit nachgehen, welche in Kombination mit den beschränkten Essensrationen und schlechten hygienischen Zuständen zu katastrophalen Gesundheitszuständen, dem Vorhandensein verschiedener Infektionskrankheiten und einer hohen Sterblichkeitsrate führte, insbesondere im Frühling 1916 (vgl. Köstenberger o.J.: 10–27). Im August 1916 wurde Köstenberger in das sogenannte Lager Polk 4 übersiedelt. Anfangs wird dabei eine gewisse Erleichterung beschrieben, da die nur 1,5 Meter hohe Mauer ein wenig Kontakt mit der Außenwelt erlaubte. Später wurde jedoch auch diese erhöht und es entwickelte sich wieder eine sehr isolierte Lagersituation. Die Gefangenen mussten Ziegel schlagen sowie Mehl- und Getreidesäcke schleppen; nur die Verpflegung wird als etwas besser bewertet als im Troitzky-Lager (vgl. Köstenberger o.J.: 27ff.). Als für den Bau einer Zellulosefabrik in der Nähe Fachkräfte gesucht wurden, meldete sich Köstenberger als Maurer und konnte in die sogenannte Waldkaserne übersiedeln. Bald bemerkte sein Vorgesetzter jedoch, dass er kein ausgebildeter Maurer sei und er wurde folglich zu verschiedenen Tätigkeiten, wie dem Tragen von Ziegeln, dem Schleifen von Marmor etc. eingesetzt. Allgemein verbesserten sich für Köstenberger hier die wirtschaftlichen Bedingungen, es gab mehr Lebensmittel und bessere Unterkünfte (vgl. Köstenberger o.J.: 29f.). Die Februar- und Oktoberrevolution im Jahr 1917 werden von Köstenberger nur relativ kurz skizziert, wobei sich nichtsdestotrotz für ihn wesentliche neue Freiheiten ergaben. Er schreibt: „*Das Jahr 1918 brachte uns Kriegsgefangenen insofern die ersehnte Freiheit, als die Lager aufgelöst wurden und jeder in seinem Privatberuf gewissermaßen frei und ungebunden in den Städten arbeiten konnte. Dies*

⁴⁰ Es handelt sich dabei um die Steppe auf dem Territorium des heutigen Kasachstan.

bedeutete für uns, die wir doch seit fast drei Jahren von der Außenwelt gänzlich abgeschlossen waren, eine ganz bedeutende Erleichterung“ (Köstenberger 1925: 1).

Er begann – zuerst im Geheimen – eine bezahlte Tätigkeit in einer Buchdruckerei anzunehmen und wurde dann später offiziell in die Stabsdruckerei im Zentrum der Stadt kommandiert (vgl. Köstenberger o.J.: 31–35). Diese neue Situation beschreibt er wie folgt: *„Ich war mit meiner jetzigen Lage sehr zufrieden, da ich zum erstenmal während meiner Gefangenschaft ein eigenes Bett mit Strohsack und Decke sowie reichliches Essen und vollständige Freiheit hatte“* (Köstenberger o.J.: 35).

Im Jahr 1918 schildert der Autor die Anwerbungsversuche durch die Rote Armee, welche die Offiziere meist zu verhindern versuchten. Insbesondere die durch den Eintritt in Aussicht gestellte baldige Heimreise sowie der fixe Lohn in einer sehr unsicheren Zeit waren laut Autor ausschlaggebend, dass sich – wie Köstenberger schreibt – zwei Drittel der Kriegsgefangenen in die Rote Armee eintrugen – auch er selbst (vgl. o.J.: 37f.).

Im Zuge seiner Tätigkeit in der Roten Armee reiste er nach Samarkand und kämpfte gegen den Aufstand in Buchara (vgl. Köstenberger o.J.: 40ff.; 1925: 1–27). Er war an Aktivitäten nahe Kuschka im Grenzgebiet zu Afghanistan involviert (vgl. Köstenberger o.J.: 42–45.; 1925: 28–50). Als Turkestan im Norden vollständig von Zentralrussland abgeschnitten war, kämpfte Köstenberger gegen Soldaten der Weißen Armee des General Dutow, um einen Durchbruch dieser nach Turkestan zu verhindern (vgl. Köstenberger o.J.: 45–51; 1925: 41–78). Darüber hinaus war er auch an der transkaspischen Front beteiligt (vgl. Köstenberger o.J.: 52–62; 1925: 79–145).

Als die Strecke nach Zentralrussland wieder frei war, forderten einige Kriegsgefangene die Einhaltung des Versprechens der Heimreise und verhandelten mit den Sowjetbehörden. Köstenberger war dabei sichtlich enttäuscht, als dies abgelehnt wurde. Er schreibt: *„Jetzt sollten wir erst den wahren Charakter der Sowjetvertreter kennenlernen. Waren sie bis jetzt uns gegenüber von einer ausgesuchten Höflichkeit, so war ihr Benehmen nach den Verhandlungen wie ausgewechselt“* (Köstenberger o.J.: 67). Auch der Versuch eine Heimreise zu erzwingen, blieb letzten Endes erfolglos (vgl. Köstenberger o.J.: 67–71). Er reiste wieder nach Taschkent, wohnte bei der Familie eines deutschen Monteurs aus Riga und nahm seine Tätigkeit in der Buchdruckerei wieder auf (vgl. Köstenberger o.J.: 71ff.). Ende Oktober 1919 zog er um und lebte bis zu seiner Heimreise mit einem Mechaniker aus Wien in einer Wohnung. *„Wir führten ein ganz behagliches und ruhiges Leben“* (o.J.: 74f.) schreibt Köstenberger. Er schildert Ausflüge in die Umgebung Taschkents und Besuche bei den einheimischen Sarten (vgl. Köstenberger o.J.: 75f.). Anfang 1920 begannen die ersten Heimtransporte, bei welchen Invalide vorerst Priorität hatten (vgl. Köstenberger o.J.: 82ff.). Am 16. September 1920 wurde dann auch Köstenberger einem Heimtransport über Zentralrussland zugeteilt. Die Ankunft in Österreich beschreibt er als freudvoll, bei

gleichzeitiger Enttäuschung über den gesellschaftlichen Umgang mit ehemaligen Kriegsgefangenen wie seinesgleichen (vgl. Köstenberger o.J.: 102–105).

Die Ausführungen in den Memoiren Köstenbergers lesen sich mehrheitlich wie Geschichten erlebter Abenteuer, unter anderem aufgrund der teilweise szenenartigen Darstellung der einzelnen Erlebnisse (vor allem bei Köstenberger 1927). Ein nicht unwesentlicher Teil, insbesondere bei Köstenberger (1925) und teilweise auch bei Köstenberger (o.J.), beschreibt detailliert die Kampfhandlungen während seiner Zeit in den Reihen der Roten Armee.⁴¹ Folglich sind, mit Krieg und Kampf einhergehende Aspekte von Zerstörung, Tod und Leid, präsende Elemente in Köstenbergers Ausführungen. Diese sollten jedoch meiner Meinung nach weniger als genuine Charakteristika der Region verstanden werden, sondern stellen vielmehr allgemeine Befunde über die Auswirkungen kriegesischer Auseinandersetzungen dar. Ausschlaggebender sind die erlebten Ereignisse außerhalb der Lager und abseits der Kampfhandlungen.

Beispielsweise gibt es vermehrt Beschreibungen von romantischen und sexuellen Ereignissen mit Frauen sowie die Darstellung von deren Schönheit und verführerischem Charakter. Es handelt es sich dabei meist um exzessartige Begebenheiten, bei denen das Verbotene und die Überschreitung gesellschaftlicher und sozialer Normen wesentlich sind. Ferner werden Topoi einer unbekannt-exotisch anmutenden Femität betont. Im Buch *Das geheimnisvolle Teehaus* aus dem Jahr 1927 widmet sich beispielsweise das erste Kapitel mit dem gleichlautenden Titel einem solchen Erlebnis. Ein Freund Köstenbergers führt ihn in einen geheimnisvoll-verborgenen Winkel Taschkents und er erlebt dort eine Nacht voller hemmungsloser Ausschweifungen mit Frauen und Drogen. Köstenberger beschreibt dabei die Atmosphäre wie folgt:

„Wie aus der Erde hervorgezaubert, belebte sich der in der Mitte des Raumes freigelassene Platz mit einer Schar bildhübscher Tänzerinnen, deren bronzefarbene Körper nur mit einem Schleier bedeckt waren. Die nun folgenden Tänze bekamen ein immer rasenderes Tempo und arteten zum Schluß in ein wahres Bacchanal aus. Schleier um Schleier fiel und um die nackten, betäubten Mädchenleiber kämpften die Eingeborenen wie brunftige Hirsche. Kaum hatten wir uns nach beendigtem Tanz auf den bunten Kissen gemütlich gemacht, als auch schon zwei bildhübsche Mädchen wie farbenetrunkene Schmetterlinge auf uns zugewaukelt kamen, um nach unseren Wünschen zu fragen“ (Köstenberger 1927: 14f.).

Ähnliche Ereignisse der lustvollen Interaktion mit Frauen werden auch in den Kapiteln „Die verbotene Frucht“ (vgl. Köstenberger 1927: 57–64), „Eine heiße Nacht“ (vgl. Köstenberger 1927: 75–84) oder bei einer Szene in einem Bad in Buchara (Köstenberger 1925: 12f.)

⁴¹ Nur im Werk *Das geheimnisvolle Teehaus* werden die Kriegs- und Revolutionstage explizit ausgeklammert (vgl. Köstenberger 1927: 7).

dargestellt. Es handelt sich dabei um Interaktionen mit verschiedenen einheimischen, aber auch nicht-einheimischen Frauen wie beispielsweise mit Tscherkessinnen und Georgierinnen (vgl. Köstenberger 1927: 14) oder einer Griechin (vgl. Köstenberger 1927: 75–84). Dies verweist einerseits auf den kulturell-vielfältigen Charakter der Region. Andererseits ist das Vorhandensein von Diversität in Bezug auf Frauen für ihn auch an sich eine Attraktion. Er schreibt zum Beispiel bei dem Besuch eines Tempels in Merw:

„Rings um den Garten führte eine reichverzierte schattige Veranda, auf welcher luftig gekleidete Frauen der verschiedensten Rassen lustwandelten. Eine Auslese hervorragender Schönheiten des Morgen- und Abendlandes waren hier vertreten, selbst die kleine Geisha aus dem fernen Nippon [...] war zugegen. Auf leichten Rohrsesseln nahmen wir Platz und ließen das Märchen aus ‚Tausendundeine Nacht‘ vorüberziehen“ (Köstenberger 1925: 114).

Die einheimischen Sattinnen wurden eher als verschleiert, distanziert-hübsch – zumindest in jungen Jahren –, aber auch unterdrückt und gesellschaftlich untergeordnet dargestellt (vgl. Köstenberger 1927: 125f.). Gleichzeitig seien sie jedoch für Europäer schwer zugänglich, wie Köstenberger schreibt: *„Wer die hiesigen Verhältnisse kennt, der weiß es, wie schwer es für jeden Europäer ist, mit einer Sattin in nähere Berührung zu kommen“* (Köstenberger 1927: 61). Nichtsdestotrotz gelingt ihm an einer Stelle eine romantisch-sexuelle Interaktion mit einer Sattin. Im Kapitel „Die verbotene Frucht“ schildert der Autor ein Erlebnis in Samarkand. Er tauscht in einem Teehaus Blicke mit einer Sattin aus und folgte ihr mit Abstand bis in einen Garten, wo er ihr dann für einige Stunden näherkommt. Köstenberger betont dabei seine eigene Entschlossenheit die Sattin zu „erobern“, angespornt durch den Reiz des sich – hinter dem Schleier versteckenden – Exotisch-Unbekannten und trotz der möglichen Gefahren, denen er sich dadurch aussetzte (vgl. Köstenberger 1927: 57-64).

Hier wird also das Bild der geheimnisvollen, distanziert-anziehenden orientalischen Frau vermittelt. Wie aus dem Titel des Kapitels „Die verbotene Frucht“ hervorgeht, ist eine Interaktion mit dieser begehrenswert, aber gleichzeitig verboten und verweist somit auf eine Norm- und Regelüberschreitung. Die Frau leistet zwar gewissen Widerstand, was aber eher als verstärkter Reiz wahrgenommen wird. Letzten Endes wird die Sattin dann auch als willig, verfügbar und gefügig beschrieben und dies hebt den potent-männlichen Charakter des Autors hervor.

Die Schönheit der Sattin ist bei Köstenberger zeitlich auf die jungen Jahre beschränkt und schlägt dann rasch in das Gegenteil um. Dabei wird argumentiert, dass dies aufgrund der schweren Arbeit und durch die geringe Stellung der Frau in der Ehe der Fall ist.

„Solange die Sattin jung ist, ist sie anmutig, ja vielleicht auch sogar schön zu nennen. Schon mit zwölf Jahren wird sie verheiratet. Ihre untergeordnete Stellung in der Ehe sowie die meist schwere Arbeit lassen sie frühzeitig altern. Mit zwanzig Jahren hat die Sattin die volle Blütezeit

bereits erreicht und von da an geht es auch rapid abwärts. Mit dreißig Jahren ist sie eine total verbrauchte Frau“ (Köstenberger 1927: 126).

Die Darstellung der Sartin oszilliert somit zwischen faszinierender exotischer Schönheit und nicht-anmutender Verbrauchtheit. Die Stellung der Frau in der Ehe wird dabei nicht nur für deren äußerliche Erscheinung verantwortlich gemacht, sondern auch als ein genereller – in der Region vorherrschender – Zustand geschildert und mit der eigenen Gesellschaft verglichen. Folglich wird Letztere relational aufgewertet, wie folgendes Zitat veranschaulicht:

„Schon der Umstand, daß der Bräutigam die Angebetete von deren Eltern förmlich käuflich zu erwerben hat, macht sie zur vollständigen Sklavin des Mannes. Von einer Freiheit des Weibes in unserem Sinne kann hier überhaupt keine Rede sein“ (Köstenberger 1927: 126).

Die allgemeineren Beschreibungen der Sarten als Bevölkerungsgruppe ist davon geprägt, sie als ruhig-ausgeglichene Ackerbauern zu charakterisieren, die streng gläubig sind. Köstenberger schreibt ihnen auch das Attribut des Fanatismus zu, was eine typisch europäische Sichtweise auf die sesshafte muslimische Bevölkerung Zentralasiens war. Köstenberger versteht darunter vor allem die strikte Einhaltung der religiösen Regeln und Pflichten.

„Wie die meisten innerasiatischen Volksstämme sind die Sarten fanatische Mohammedaner, die ihre täglichen Gebete und Waschungen streng einhalten. Ruft der Muezzin von den Minaretts der zahlreichen Moscheen herab zum Gebet, so verrichtet der Sarte, sei er wo immer, sein Abendgebet und läßt sich dabei [...] nicht stören“ (Köstenberger 1927: 122).

Wie auch bei anderen Kriegsgefangenen übte die Altstadt, vor allem von Taschkent und Samarkand und hier insbesondere der Basar, eine besondere Faszination für Köstenberger aus. Er verbrachte dort für „Studienzwecke“ einige seiner freien Zeit (vgl. 1927: 123f.). Es ist vor allem eine Atmosphäre der faszinierenden „Andersartigkeit“, die geschildert wird. Geprägt ist diese durch die Gleichzeitigkeit von Lärm und regem Treiben auf der einen Seite und Ruhe bzw. Abgeschiedenheit andererseits.

„Sartische Gaukler in ihren bunten Trachten zeigten ihre Künste, heißblütige Weiber schrien und sangen, sinnliche Glut in ihren schwarzen, funkelnden Augen. Schwüle, betäubende Nächte waren es, der Himmel voll mit Tausenden weißer Sterne, kein Blatt regte sich. Rote Papierlampions hingen in den Ästen und warfen ihr mattes Licht über die Büsche und Wege hin“ (Köstenberger 1925:11).

Der Basar wird als ein Ort der Interaktion beschrieben, der in einer positiven Art und Weise als bunt und laut charakterisiert wird und für „jeden Europäer eine Sehenswürdigkeit bedeutet“ (Köstenberger 1927: 149). Hervorgehoben wird vor allem das Angebot an Früchten und die regen Interaktionen der verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Köstenberger beschreibt beispielsweise sein Erlebnis am Basar in Tschartschui am Amu-Darja wie folgt:

„Man kommt sich wie in einem Narrenhaus vor. Die Händler preisen mit ohrenbetäubendem Geschrei ihre Waren an, da und dort bilden die Käufer ganze Gruppen, es wird geflucht und gebrüllt, gelacht und gespuckt, daß es eine wahre Freude ist“ (Köstenberger 1927: 149).

Ein anderer, präsenter Themenkomplex in den Beschreibungen Köstenbergers ist jener der Armut. Der Autor charakterisiert beispielsweise in einem Artikel verschiedene „Bettlertypen“ in der Altstadt von Taschkent. Er beschreibt in kursorischer Art und Weise, wer diese Leute sind, wie sie beim Betteln vorgehen und teilweise auch wie sie in diese Situation gekommen sind (vgl. Köstenberger 1927: 21–30). Außerdem schildert Köstenberger seinen Besuch bei den sogenannten „Außsätzigen“ (Leprakranken) an einem isolierten Ort – einer Kolonie, wie der Autor schreibt, außerhalb Taschkents. Der Fokus liegt dabei auf der Beschreibung des schrecklichen Elends, den unzureichenden hygienischen Zuständen sowie der Tatsache, dass die erkrankten Personen dort dem eigenen Schicksal überlassen werden (vgl. Köstenberger 1927: 65–74).

„Die Kolonie bevölkert sich in der Weise, daß die Eingeborenen der Umgebungsörter, die an Ausatz erkranken, unbarmherzig hierher geschafft werden, wo sie nach oft jahrelangem Dahinsiechen ihr Dasein auf elende Weise beenden“ (Köstenberger 1927: 73).

Armut wird jedoch mit einer Gruppe besonders in Verbindung gebracht, nämlich jener der nomadischen Kirgisen. Köstenberger schreibt beispielsweise: *„Eine wahre Landplage bilden schließlich die vielen bettelnden Kirgisen, zumeist Weiber, die ihre gänzlich unterernährten und zum Skelett abgemagerten Kinder am Rücken mit sich tragen“* (1927: 29). Der Autor führt diesen Aspekt im Kapitel „Kirgisenschicksal“ weiter aus. Er beschreibt die Situation im Herbst 1919 in Taschkent, als die Karawanen der Kirgisen – wie gewöhnlich zu dieser Jahreszeit – in den städtischen Raum kamen, um ihre Winterquartiere zu beziehen. In diesem Jahr herrschte jedoch aufgrund von Anweisungen der Sowjetbehörden Lebensmittelknappheit (vgl. Köstenberger 1927: 87–90). Folglich war es vor allem ärmeren KirgisInnen nicht mehr möglich sich zu ernähren und Köstenberger beschreibt Szenen wie diese:

„Tagtäglich sah man Kirgisen beiderlei Geschlechts, auch Kinder buchstäblich vor Hunger auf der Straße zusammenbrechen. Sie hatten das nutzlose Betteln längst aufgegeben, hockten und saßen stumpf wie Tiere in den Straßen und warteten, bis der Tod sie von allem Erdenjammer erlöste“ (Köstenberger 1927: 90).

Weiters schreibt der Autor, dass Unterkünfte (ehemalige Kasernen) zum Zweck der Eindämmung von Epidemien zur Verfügung gestellt wurden. Darin herrschten jedoch schlechte hygienische Zustände und Szenen leidender und sterbender KirgisInnen werden geschildert. Für diese Zustände macht Köstenberger vor allem die sowjetischen Behörden verantwortlich (vgl. Köstenberger 1927: 91–94). Auch an anderen Stellen bezieht Köstenberger klar Position für die einheimische Bevölkerung. Beispielsweise schreibt der Autor in Bezug auf eine beobachtete Diskriminierung der Einheimischen bei einer Zugfahrt von

Taschkent nach Samarkand: *„Es gehört leider zu den traurigen Tatsachen, dass der Russe in dem Eingeborenen niemals einen vollwertigen Menschen erblickt und diese bei jeder sich bietenden Gelegenheit schikaniert“* (Köstenberger 1927: 34f.).

Vereinzelnd positioniert er sich selbst als helfendes und gutmütiges Subjekt, der diesen zu bemitleidenden Individuen wieder eine gewisse Würde ermöglicht. Dies veranschaulicht beispielsweise folgendes Zitat einer Szene in Tschelkar (Stadt im heutigen Kasachstan), als Köstenberger in der Roten Armee gegen die Ural-Kosaken im Einsatz war.

„Hier wimmelte es von Kirgisen, deren Kinder, in total zerfetzte Mäntel gehüllt, so eindringlich um Brot baten, daß man keines unbeschenkt laufen lassen konnte. Die meisten dieser Armen boten einen ganz jämmerlichen Anblick. Ich gab einem der Burschen eine noch gut erhaltene russische Montur, alte Wäsche und Schuhe. [...] Im Handumdrehen waren die erhaltenen Kleidungsstücke angezogen, worauf ein wohlgefälliges Grinsen sein plattgedrücktes Gesicht überzog“ (Köstenberger 1925: 47).

Zusätzlich sollte noch erwähnt werden, dass sich in den Beschreibungen Köstenbergers antisemitische Äußerungen finden. Er bezeichnet beispielsweise Juden an einer Stelle als „Parasiten“ und echauffiert sich darüber, dass diese den ganzen Handel kontrollieren würden (vgl. Köstenberger o.J.: 13).

Auch wenn es nicht das primäre Erkenntnisinteresse dieser Arbeit ist, so stellt sich unweigerlich auch die Frage nach der Authentizität und dem Wahrheitsgehalt der Ausführungen Köstenbergers. Es scheint, dass sich die Beschreibungen stark an den Bedürfnissen und Fantasien eines europäischen Publikums in der Zwischenkriegszeit sowie an den gesellschaftlichen Gegebenheiten dieser Zeit orientierten. Auf der einen Seite wird ein Raum vermittelt, der sexuelle und romantische Freiheiten und Normüberschreitungen erlaubt, andererseits werden Bilder extremer Armut gezeichnet und die despotische Herrschaftsweise (insbesondere der Sowjetregierung) dafür verantwortlich gemacht. Ergänzt wird dies durch die Schilderung der „orientalischen“ Atmosphäre insbesondere in den Altstädten.

4.3 Adolf Epstein und Georg Popper

Adolf Epstein schildert in der 1935 erschienenen Publikation *Kriegsgefangen in Turkestan* seine persönlichen Erlebnisse der Gefangenschaft sowie jene von Georg Popper. Ein Spezifikum dieser Ausführungen gestaltete sich aus der Tatsache, dass die Protagonisten Juden waren und sich dies in den erlebten Ereignissen und der Art der Darstellung widerspiegelt.

Der Leutnant Adolf Epstein war im Zivilberuf Konzipist der Postdirektion in Prag und wurde als Teil des Marschbataillon VII des Infanterieregiments Nr. 11 im Februar 1915 an die östliche Kriegsfront abkommandiert. Er geriet dabei, wie fast das gesamte Regiment, während der Kämpfe an der Karpatenfront am 11. März desselben Jahres in russische Kriegsgefangenschaft (vgl. Epstein 1935: 7).



Abbildung 7: Portrait Georg Popper (Aufnahme Jänner 1915 in Przemyśl) (Quelle: Epstein 1935)

Georg Popper hingegen war Vizedirektor bei der Anglobank in Prag. Er unternahm im Ersten Weltkrieg als Leutnant des Landwehrregiments Nr. 30 vor der Festung Przemyśl Erkundungen der russischen Frontlinie. Dabei wurde er in der Nacht des 5. März 1915 gefangen genommen (vgl. Epstein 1935: 8f.). Beide Männer kannten sich vor der Gefangenschaft nicht. Sie wurden über Lemberg nach Kiew transportiert und dort, mit etwa tausend anderen Offizieren, in einer dreiwöchigen Eisenbahnfahrt nach Turkestan gebracht (vgl. Epstein 1935: 9f.). Die erste Destination, nämlich Taschkent, erreichten Epstein und Popper im April 1915. Mit anderen Gefangenen deutscher und ungarischer Nationalität wurden sie in einer Kaserne – bezeichnet als „achte Rotte“ – untergebracht. In der ersten Zeit hatten sie, mit Ausnahme von Dampfbadbesuchen, keine Erlaubnis die Umgebung des Lagers zu erkunden (vgl. Epstein 1935: 11–14). Dies änderte sich erstmals ab den Osterfeiertagen 1915, als es ihnen möglich war, das Lager für einen Gottesdienstbesuch zu verlassen (vgl. Epstein 1935: 17f.). Später konnten sie unter Angabe eines Grundes (z. B. Arztbesuch), Erlaubnisscheine für alleinige Ausgänge in die Stadt beantragen (vgl. Epstein 1935: 19). Dadurch war es ihnen möglich, vermehrt mit der lokalen Bevölkerung und dem einheimischen Leben in Kontakt zu treten. Diese Freiheit wurde ihnen jedoch sukzessive wieder verwehrt und auch die Nahrungsmittelsituation und Sicherheitslage verschlechterte sich (vgl. Epstein 1935: 21–24). Mit den Aufständen der Einheimischen im Sommer 1916 wurde die Räumung fast des gesamten Lagers veranlasst und auch Epstein und Popper kamen am 18. August 1916 nach Osch (vgl. Epstein 1935: 24). Dort waren sie in einer Kaserne im russischen Teil der Stadt mit etwa zweihundert anderen Offizieren der österreichisch-ungarischen Armee untergebracht (vgl. Epstein 1935: 26f.). Am Anfang beschränkte sich das Leben wieder vorwiegend auf das Lager. Nach der Februarrevolution 1917 und dem Übergang zur Kerenski-Regierung erhielten die Gefangenen

jedoch teilweise wieder mehr (Bewegungs-)Freiheiten (vgl. Epstein 1935: 34). Gleichzeitig verschlechterten sich insbesondere ab dem Wintereinbruch desselben Jahres die Lebensbedingungen und die Versorgung mit Nahrungsmitteln wurde unsicherer (vgl. Epstein 1935: 35).

In diesem Kontext entstand die Idee der Flucht, die Epstein und Popper zusammen mit Heinrich Engländer (Rechtsanwalt aus Wien), Robert Kramer (Ökonom aus Niederösterreich) (vgl. Epstein 1935: 27) sowie mit Rudolf Förster (Bankbeamter), Friedrich Schiller (Jurist) und dem Tierarzt Lindenbaum unternahmen. Die Kameraden starteten am 26. März 1918 unter dem Vorwand zahnmedizinischer Behandlung nach Taschkent (vgl. Epstein 1935: 37f.). Durch Kontakt zu jüdischen Zivilgefangenen⁴² gelang es ihnen, sich einerseits Geld zu borgen und andererseits gefälschte Zertifikate bzw. Pässe als Zivilgefangene ausgestellt zu bekommen. Zivilgefangenen war es nämlich ab der Zeit Kerenskis möglich, einem Erwerb nachzugehen und zu reisen (vgl. Epstein 1935: 41ff.). Nur dem Katholiken Förster blieb es aufgrund seines Aussehens verwehrt ein solches Zertifikat zu bekommen. Er schaffte es jedoch auf anderem Wege, nämlich als russischer Muschik verkleidet, zurückzukehren (vgl. Epstein 1935: 42). Die abenteuerliche Weiterfahrt mit dem Zug führte sie nach Samara, wo sie am Bahnhof nur knapp einer Verhaftung entkamen und wo sich schließlich die weiteren Wege der Kameraden trennten (vgl. Epstein 1935: 45f.). Engländer, Schiller und Epstein schlugen sich mit einem Güterzug nach Tuvla durch, dann weiter nach Kursk und Lgow (nahe der heutigen ukrainisch-russischen Grenze). Dort wurden sie letzten Endes von einem Bauern gegen Geld über die Demarkationslinie gebracht, die sie am 17. Mai 1918 überquerten (vgl. Epstein 1935: 48–53). Kramer, Lindenbaum und Popper schafften es über Orscha (im heutigen Belarus) wieder in die Heimat zu gelangen (vgl. Epstein 1935: 54ff.).

Trotz der Tatsache, dass es sich bei dem Aufenthalt in Zentralasien um eine Situation der Gefangenschaft handelte, merkte Epstein 1935 an, dass sich durch dieses Schicksal auch Möglichkeiten ergaben – allen voran die Welt zu sehen.

„Das Schicksal ist manchmal sonderbar. Immer war es mein Wunsch, ferne Länder zu sehen. Woher hätte aber der neunundzwanzigjährige Konzipist der Postdirektion Prag das Geld dazu nehmen sollen? Da kam der Weltkrieg und verschlug mich durch mehr als drei Jahre in das Innerste Asiens, in das Land von Tausend und eine Nacht“ (Epstein 1935: 7).

⁴² Abgesehen von der Gefangennahme von Soldaten wurden in Städten wie Przemyśl oder Lemberg auch jüdische und nicht-jüdische Zivilisten, die der Kollaboration mit dem Feind beschuldigt wurden, interniert. Diese fielen nicht in den formalen rechtlichen Rahmen der Kriegsgefangenschaft (vgl. Appelbaum 2022: 241). Während der Zeit Kerenskis war es diesen – im Gegensatz zu den kriegsgefangenen Soldaten – erlaubt zwischen verschiedenen Orten zu reisen und einem Erwerb nachzugehen (vgl. Epstein 1935: 41f.).

Wie andere Kriegsgefangene auch bezeichnet er Zentralasien als „Land von Tausend und eine Nacht“ und nimmt somit Bezug auf bestehende europäische Projektionen gegenüber der Region. Gemäß diesem Interesse bewunderte er bereits während der Bahnfahrt *„die eigenartigen Gestalten der Kirgisen und Tataren“* (Epstein 1935: 10) und es waren vor allem die Altstädte in den zweigeteilten Städten von Taschkent und Osch, die den Autor besonders faszinierten.

„In der Europäerstadt herrschte großstädtisches Treiben; uns interessierte aber vor allem die Altstadt, das Eingeborenenviertel. Dieses bestand aus engen Winkelstraßen mit schmutzigen Lehmhäuschen, die, um die Frauen vor dem Anblicke fremder Männer zu schützen, keine Fenster auf die Straße haben“ (1935: 19), schreibt Epstein.

Trotz der Tatsache, dass diese als schmutzig, unkomfortabel und verwinkelt bezeichnet werden, ist es gerade die Abweichung vom gewohnten europäischen großstädtischen Treiben, die für den Autor anziehend wirkt. Dabei spielt auch die Frage nach der „Ursprünglichkeit“ des beobachteten lokalen Lebens eine Rolle. So konstatiert Epstein nach Ankunft in Osch: *„Die Russenstadt selbst bot nichts Besonderes“* (Epstein 1935: 28); gleichzeitig meint er in Bezug auf die Altstadt, dass hier das *„Leben der Eingeborenen vielleicht noch ursprünglichere Formen wie in Taschkent zeigte“* (ebd.).

Insbesondere der Basar, als Ort der Interaktion verschiedener Menschen, Kulturen, Tiere und Farben, entsprach den vorgeprägten Vorstellungen über das Leben der Einheimischen. Dies veranschaulicht beispielsweise folgendes Zitat, welches die – aus der Ferne beobachtete – Szene eines Marktes schildert:

„An Markttagen bot sich ein Bild, wie es sich vielfarbiger die Phantasie nicht vorstellen kann. Zu hunderten tummelten sich hier hoch zu Roß in ihren buntfarbigen Chalaten Kirgisen, Tataren, Sarten und Buchararer Juden. Unentwirrbar schien das Knäuel von Menschen, Pferden und Kamelen, dazu ein ununterbrochenes Schreien und Gestikulieren“ (Epstein 1935: 16f.).

Ein zentrales Charakteristikum, das in Bezug auf den Basar und die Region allgemein erwähnt wird, ist das Vorhandensein kultureller Vielfalt. Epstein schreibt in Bezug auf die Stadt Taschkent, *„[h]ier herrscht ein Völkergemisch wie wohl sonst nirgends auf der Welt. Neben den vielen Stämmen des eigentlichen Russlands sieht man hier einheimische Sarten, Kirgisen, Turkmenen, Usbeken, Tadschiken, weiters Afghanen, Perser, Inder, Chinesen usf.“* (Epstein 1935: 12).

Interessanterweise wird der einheimischen Bevölkerungsgruppe der Sarten jedoch trotz des beobachteten regen Treibens am Basar ein eher passives (Verkaufs-)Verhalten bzw. „ruhiges Gemüt“ zugeschrieben.

„Vor den Verkaufsständen hockten die Sarten mit unterschlagenen Beinen und erwarteten die Käufer. Ein Anpreisen der Ware gab es nicht. Stundenlang konnte man vor einem Stande

stehen ohne daß es dem Sarten eingefallen wäre, zum Kauf einzuladen. Der Sarte lag auf seiner Matte, trank grünen Tee, rauchte eine Wasserpfeife und sonnte sich. Hatte er überdies noch eine Lepuschka, das ist ein schwach gesäuertes Fladenbrot, so waren seine Lebensbedürfnisse gestillt. Wozu sich erst anstrengen, um ein Geschäft zu machen!“ (Epstein 1935: 19f.).

Die Bedürfnisse der Kriegsgefangenen, mit der einheimischen Bevölkerung in Kontakt zu treten, überstiegen manchmal die tatsächlichen Möglichkeiten. Es gelang Epstein zum Beispiel nicht das Innere eines sartischen Hauses und dessen Harem einzusehen (vgl. Epstein 1935: 20). Einfacher gestaltete sich der Kontakt mit Personen(-Gruppen), mit denen es mehr gemeinsame (kulturelle) Bezugspunkte gab – vor allem mit (jüdischen) RussInnen und bucharischen Juden/Jüdinnen (vgl. Epstein 1935: 20f.). Insbesondere Letztere werden vom Autor vergleichsweise ausführlich und als besonders faszinierend dargestellt. Einerseits gab es religiöse und Gemeinsamkeiten, andererseits aber auch eine fundamentale „Andersartigkeit“ bezüglich der Lebensweise.

„Besonders fesselten meine Aufmerksamkeit die rassigen kleinen Gestalten der bucharischen Juden, die Kleidung und Lebensweise der Mohammedaner angenommen haben. Die Männer tragen Chalate aus schwerer, meistens gelber Seide mit grünen oder blauen Streifen und am Kopf statt des Turbans ein schwarzes Seitenkappchen. Die Frauen, wie die Mohammedanerinnen gekleidet, aber ohne Schleier, bevorzugen ebenfalls helle Farben [...] Es bot ein ganz eigenartiges Bild, diese Juden, hoch am Roß, an sich vorbeireiten zu sehen, hinter ihnen im Sattel Frau und Kind“ (Epstein 1935: 12).

Die bucharischen Juden werden als Gruppe beschrieben, die Judentum und lokale „orientalische“ Lebensweise vereinen. Aus der Perspektive des Kriegsgefangenen Epstein kombinieren sie somit Vertrautheit mit (positiv konnotierter) „Fremdheit“ und werden vom Autor als freundliche, aufrichtige und klug Geschäftsleute portraitiert (vgl. Epstein 1935: 28). Diese haben einen umfassenden Reichtum erwirtschaftet, wie Epstein anhand der Beschreibung einer prachtvollen Synagoge in Taschkent zu veranschaulichen versucht (vgl. 1935: 18). Einmal wurden sie zur Feierlichkeit des Seders zur Familie eines „reichen Baumwollhändlers“ eingeladen. Dort feierten sie nach alten Regeln und Bräuchen, denn der *„Gastgeber war zwar ein moderner Mann, den Seder aber feierte er nach alter Sitte“* (Epstein 1935: 31). Die bucharischen Juden stellen somit eine Gruppe dar, die moderne Elemente mit Tradition vereint.

Im Vergleich zu den muslimischen Frauen wird bei den bucharischen Jüdinnen nicht nur die Tatsache hervorgehoben, dass sich diese unverschleiert in die Öffentlichkeit zeigten, sondern sie werden auch als besonders hübsch bezeichnet. Epstein schreibt beispielsweise in Bezug auf die Frauen des Gastgebers beim Festessen des Seders:

„Auf der einen Seite des Tisches saßen die zwei Frauen unseres Gastgebers mit ihren Kindern. In ihrem Haar glitzerte es voll Schmuck und um die Schultern hatten sie prachtvolle Schale gelegt. Sie hatten feingeschnittene Gesichter, mandelförmige Augen und schienen uns auserlesene Schönheiten“ (Epstein 1935: 31).

Dahingegen beschreibt er die „Mohammedanerinnen“ wie folgt:

„Tief verschleiert schlichen sie längs der Mauer, blieben an den Straßenecken stehen und blickten uns verstohlen nach. War gerade kein Einheimischer in der Nähe, kam es auch vor, daß sie den Schleier lüfteten. Die schönen waren in der Minderzahl“ (Epstein 1930: 20).

Das heißt nach Epstein waren die muslimischen Frauen meist unschön, verschleiert und distanziert. Das Verhalten der Vermeidung öffentlicher Interaktionen wird dabei vor allem auf die Dominanz der lokalen Männer zurückführt. Dies zeigt sich seiner Meinung nach auch in der Architektur. Epstein argumentiert, dass die Lehmhäuser keine Fenster auf die Straße haben, um die Frauen vor fremden Männerblicken fernzuhalten (vgl. Epstein 1935: 19).

Trotz dieses Unterschiedes in Bezug auf die Verschleierung wird auch bei der Gruppe der bucharischen Juden eine geringe Stellung der Frau festgestellt. Beim Tischgespräch mit dem Gastgeber beim Seder erklärte dieser, dass der Mann bei den bucharischen Juden im Falle einer Unfruchtbarkeit seiner ersten Frau das Recht habe, sich eine zweite zu nehmen. Epstein begründet diesen Unterschied vor allem mit der inferioren Position des weiblichen Geschlechts.

„Von der Mohammedanerin unterscheidet sie [bucharische Jüdin, Anm. J.A.] sich im wesentlichen dadurch, daß sie keinen Schleier trägt. Die Frau ist zum Arbeiten da, zu reden hat sie nichts. Beim Essen saßen die beiden Gattinnen ganz ruhig, tuschelten miteinander und fuhren ganz erschrocken in die Höhe, wenn der Herr Gemahl sie mit einer Ansprache beehrte“ (Epstein 1935: 32).

Abschließend lässt sich feststellen, dass der Kontakt und der starke Fokus auf die Bevölkerungsgruppe der bucharischen Juden eine Partikularität im Vergleich zu den Schilderungen anderer Kriegsgefangenen ist. Dieses Beispiel zeigt, dass in Zentralasien zwei unterschiedliche Formen des Judentums aufeinandertrafen. Das Interesse lässt sich u. a. auf den religiösen und kulturellen Hintergrund des Autors zurückführen, wobei die Ausführungen immer wieder den Eindruck der „vertrauten Fremdheit“ vermitteln.

Auch der allgemeine nicht-jüdische deutsche Blick auf das Judentum in Zentralasien bzw. Mittelasien war geprägt von Verwunderung über die Andersartigkeit des Judentums in der Region – gepaart mit Projektionen von Klischees und zum Teil (ambivalent) antisemitischen Äußerungen (vgl. Sidikov 2003: 245; 2002). Diese Andersartigkeit wird u. a. in wirtschaftlicher

Hinsicht konstatiert, denn die zentralasiatischen Juden seien nicht „Wucherer“, wie jene in Europa gewesen, sondern Handwerker (vgl. Sidikov 2003: 248f.; 2002).



Abbildung 8: Bucharische Juden (Quelle: Epstein 1935)

4.4 Gustav Krist (1894–1937)

Gustav Krist wurde am 29. Juli 1894 in Wien geboren.⁴³ Er brach sein Studium der Technik ab (vgl. Krist 1936: 11) und beschäftigte sich schon seit seiner Kindheit mit der russischen und arabischen Sprache, was sich insbesondere bei seinen späteren (un-)freiwilligen Reisen und Aufenthalten in Zentralasien als Vorteil erwies (vgl. Krist 1936:18).

Während des Ersten Weltkrieges geriet er im Herbst 1914 in russische Kriegsgefangenschaft und wurde nach Turkestan gebracht. Fluchtversuche über Persien scheiterten und folglich kam er erst Anfang 1922 regulär wieder zurück nach Österreich. Am Ende desselben Jahres unternahm er jedoch wieder freiwillig ein „Abenteuer“ in die Region, zuerst nach Persien und später weiter in das sowjetische Zentralasien. Erst nach seiner abermaligen Rückkehr ließ er

⁴³ Vgl. WStLA, Totenbeschreibamt, A1 – Totenbeschaubefunde; Grabanweisungen: 7293/37 Gustav Krist

sich permanent in Österreich nieder und heiratete am 25.03.1928 seine Frau Karoline Krist (geborene Fromm).⁴⁴

Auf seinem Fluchtversuch über Persien und bei seiner späteren Reise arbeitete er unter anderem in den Diensten eines persischen Teppichhändlers. Das sich dabei angeeignete Wissen erlaubte ihm nach seiner Rückkehr die Gründung einer neuen Existenz in Wien (vgl. Krist 1936: 215; 1941: 9). Gustav Krist war *Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur* des zwischen 1929 und 1934 zweimal monatlich erschienenen Fachmagazins *Die Teppich-Börse. Internationales Fachblatt für die Erzeugung und den Handel mit allen Arten von Teppichen, Decken,*



Abbildung 9: Impressum des Magazins „Die Teppich-Börse“ (Quelle: Die Teppich-Börse 1930 Dezember: 18)

Möbelstoffen und Linoleum.⁴⁵ In dieser Zeitschrift wurden auch häufig Beiträge des Wiener Teppichhandelsunternehmers Kommerzialrat Julius Orendi abgedruckt, der u. a. auf die Teppichproduktion in Russisch-Turkestan eingeht (siehe z. B. Orendi 1931 März: 14-17).

Darüber hinaus verfasste Krist zwei Bücher (siehe unten) sowie mehrere Zeitungsartikel⁴⁶ über seine jeweiligen Aufenthalte in Zentralasien und Persien. Sämtliche Bücher Krist's wurden in das Englische und in andere Sprachen übersetzt. Am 27. Februar 1937 starb Gustav Krist im Alter von 43 Jahren in Wien.⁴⁷ In diesem Zusammenhang wird er in einem Bericht der Wiener Zeitung als „österreichischer Schriftsteller“ (Wiener Zeitung 1937: 4) sowie „Kenner des Orients“ (ebd.) und „Fachmann in der Teppichkunde“ (ebd.) bezeichnet.

Das erste Buch über seine Zeit als Kriegsgefangener in der Region erschien 1936 mit dem Titel *Pascholl Plenny*. Er schildert darin seine persönlichen Erlebnisse aus Perspektive des imaginären Charakters „Gurk“ (Pseudonym aus den Anfangsbuchstaben seines Vor- und Familiennamens) (vgl. Reichspost 1936:7). Im Vorwort formuliert er den Anspruch auf Authentizität und betont den realen Charakter seiner Ausführungen, wobei er dies mit seinen persönlichen Erfahrungen begründet: „*Das Buch ist wahr vom ersten bis zum letzten Wort. Nicht Dokumente, Statistiken und Erzählungen sind seine Grundlage: es ist erlebt in seiner ganzen Furchtbarkeit*“ (Krist 1936:7). Die Basis für das Buch, nämlich die Tagebuchaufzeichnungen, schmuggelte er unter anderem in einer Wasserpfeife versteckt nach Europa (vgl. Krist 1936: 447f.).

⁴⁴ Vgl. WStLA, Totenbeschreibamt, A1 – Totenbeschaubefunde; Grabanweisungen: 7293/37 Gustav Krist.; WStLA, BG Innere Stadt (I), A4/3 – 3A: Gustav Krist, gest. 27.02.1937, 1., Wien

⁴⁵ In den Beständen der ÖNB befinden sich die Ausgaben von Jänner 1930 bis August 1934.

⁴⁶ Siehe z. B. Neues Wiener Tagblatt (1936: 6)

⁴⁷ Vgl. WStLA, Totenbeschreibamt, A1 – Totenbeschaubefunde; Grabanweisungen: 7293/37 Gustav Krist

Gustav Krist war Deutschkorporal und später Zugführer des Salzburger Infanterieregiments 59 (vgl. Reichpost 1936:7) und leistete im Ersten Weltkrieg vom 2. August bis 17. November 1914 seinen Militärdienst an der Ostfront. Als er am Fluss San in Galizien stark verwundet in russische Kriegsgefangenschaft geriet, verbrachte er folglich mehrere Wochen in verschiedenen Lazaretten und Spitälern des europäischen Russlands. Dabei traf er zum Teil auf widrige hygienische Zustände, wurde in manchen Stationen jedoch auch adäquat versorgt (vgl. Krist 1936: 9–32). In Koslow, dem ersten Kriegsgefangenenlager von Gustav Krist, war die *„Perlenkette der guten Behandlung, der Erholung und der Fürsorge zu Ende“* (1936: 39) und eine Zeit des Leidens begann. Während der weiteren Zugfahrt von Koslow nach Saratow stahlen einige Gefangene bei den Stationen Holz, was eine besonders grausame Bestrafung zu Folge hatte. Es ereignete sich ein Massaker, bei dem er – von insgesamt rund 300 Gefangenen – einer von vier Überlebenden war. Das Überleben hatte Krist dabei der Intervention einer Delegation unter der Führung von Elsa Brändstöm zu verdanken (vgl. Krist 1936: 51–66). Von dort ging es über Samara in das Generalgouvernement Turkestan, wo sie in das südlich von Samarkand gelegene Lager Katta-Kurgan gebracht wurden (vgl. Krist 1936: 66–82). Bald nach der Ankunft wurde er als „Offiziersbursche“ angeheuert, wodurch sich seine Lebenslage wesentlich verbesserte; er lebte im Offizierslager, bekam reichlich Verpflegung und auch etwas Bezahlung (vgl. Krist 1936: 85–90). Später arbeitete er auch noch als Dolmetsch und erhielt dafür einen Passierschein. Während dieser Zeit konnte er das erste Mal die Umgebung außerhalb des Lagers erkunden und seine Idee der Flucht reifte gedanklich (vgl. Krist 1936: 90–103). Im Lager Katta-Kurgan herrschte zu dieser Zeit eine schwerwiegende Typhuspandemie und Versorgungskrise, die vielen Gefangenen das Leben kostete (vgl. Krist 1936: 105–111).

Nach einigen Vorbereitungen flüchtete Gustav Krist 1916 eines Morgens mit drei weiteren Kameraden aus dem Lager mit dem Ziel über Afghanistan nach Persien und dann weiter über die Türkei nach Österreich zu kommen. Gekleidet wie die einheimischen Sarten machten sie sich auf den Weg in die Wüste (vgl. Krist 1936: 127–139). Bald war Gustav Krist jedoch alleine unterwegs; ein Kamerad ist bei einer Flussüberquerung ertrunken, ein zweiter hat sich mit dem einzigen Kompass und Karte heimlich von der Gruppe entfernt, und den dritten musste er aufgrund eines Skorpionstiches zurücklassen (vgl. Krist 1936: 139–146).

Dies hatte zur Folge, dass Krist nicht den richtigen Weg einschlug und anstatt, wie beabsichtigt, bei Kelif den Amu Darja zu übersetzen und nach Afghanistan zu gelangen, landete er in Kerki (auch Atamyrat) im Emirat von Buchara. Nichtsahnend wandte er sich an die lokale Polizei, die ihn zum Beg⁴⁸ von Kerki brachte. Dieser erklärte Krist, dass er in Buchara sei und er ihn verhaften bzw. an die Russen ausliefern müsse. Er wolle das zwar eigentlich nicht, aber es gäbe ein Abkommen und Buchara stünde ohnedies bereits unter starkem Druck

⁴⁸ Türkischer Herrschertitel

durch das Russische Reich, wodurch ihm keine andere Wahl bliebe (vgl. Krist 1936: 147–160). Nach 8 Tagen wurde er an die Russen übergeben und auf eine sechstägige Schiffsreise nach Tschardschui (auch Tschardschou; heute Türkmenabat) geschickt. Im Arrest traf er auf einige andere Kriegsgefangene, die entweder Fluchtversuche hinter sich hatten oder anderwärtig Widerstand leisteten und auf dem Weg nach Fort Alexandrowsk (heute Fort Schewtschenko) waren, einem Gefangenenlager am Kaspischen Meer. Die Situation ähnelte einer „*Hochschule für Durchgeher*“ (Krist 1936: 167), wie der Autor schreibt, da man sich gegenseitig mit Erfahrungen über Fluchtoptionen austauschte. Während einer der weiteren Zugfahrten machte sich Krist in der Station Merw abermals aus dem Staub und flüchtete teils mit der Bahn und zu Fuß über das Gebirge nach Afghanistan (vgl. Krist 1936: 173–176). Diesmal war Krist vorsichtiger. Er ritt nach Bala Murghab und traf zwei desertierte russische Soldaten, die ihm halfen, einen gefälschten Pass zu besorgen (vgl. Krist 1936: 177–180). Hier kam der Autor auch erstmals in näheren Kontakt mit dem lokalen afghanischen Leben und „*[d]ie Lebensweise der Orientalen hatte ihn [Gustav Krist, Anm. J.A.] in ihren Bann geschlagen*“ (Krist 1936: 180). Durch Zufall erwarb er eine Kinoapparatur am Basar mit Filmen. Er veranstaltete öffentliche Vorstellungen und zog zuerst mit einem Esel und dann mit einem Kamel immer wieder weiter. So erwirtschaftete er das nötige Geld, um sich bis zur persischen Grenze durchzuschlagen, welche er am 11. Juni 1916 überquerte (vgl. Krist 1936: 190–200). Krist tauschte einen Teil seines Besitzes gegen ein Pferd und ritt bis Mesched (auch: Maschhad), wo er das schiitische Moharrem (auch: Muharrem)⁴⁹ Fest beobachtete (vgl. Krist 1936: 201–211). Dann ging es weiter nach Teheran (vgl. Krist 1936: 212f.) und mit einer Postkutsche bis nach Täbris, wo er sich in die dort ansässige deutsche Community integrierte und wo sich auch die PETAG, ein deutsches Unternehmen für persische Teppiche, befand. Er lernte einen Teppicherzeuger kennen und arbeitete für ihn. Krist unternahm zum Teil selbstständig Einkaufsreisen für Schafs- und Kamelwolle auch in den Süden des Landes (vgl. Krist 1936: 215–227) und eignete sich Wissen über Teppiche an (vgl. Krist 1936: 212ff.), wie folgendes Zitat zeigt: „*Bald war er [Gurk bzw. Krist, Anm. J.A.] mit der Materie der persischen Teppiche so gut vertraut, als ob er sein ganzes Leben lang nichts anderes getan hätte, als mit Teppichen zu handeln*“ (Krist 1936: 215). Später wurde Krist jedoch bei dem vom Kaukasus ausgehenden, russischen Überfall auf Täbris und die deutsche Community, wieder, d. h. zum dritten Mal, gefangen genommen. Krist kam dann mit einigen Zwischenstopps nach Fort Alexandrowsk (vgl. Krist 1936: 231–245). In diesem Lager hielt er sich von Ende 1916 und bis Anfang 1917 auf und war besonders widrigen Bedingungen ausgesetzt. Der Autor schildert den Zwang zum Arbeitseinsatz unter

⁴⁹ Der 10. Tag des Muharrem, des ersten Monats des islamischen Kalenders, wird auch Aschura genannt und ist ein bedeutender islamischer Feiertag. Unter anderem wird von Schiiten und Aleviten dabei an Imam Hussein gedacht, der als Märtyrer in der Schlacht von Kerbela getötet wurde (vgl. Newman o.J.).

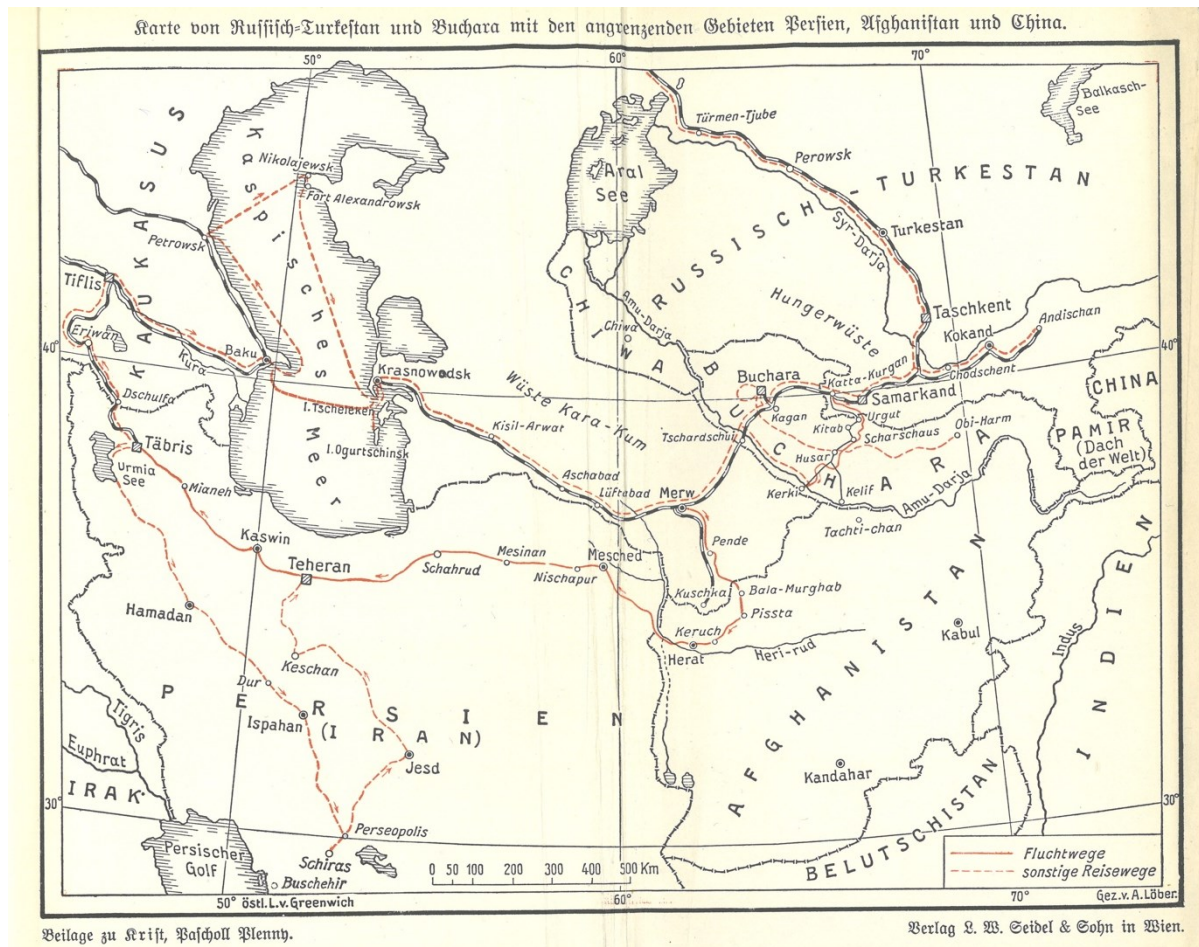


Abbildung 10: Karte des ersten Aufenthalts von Gustav Krist in Zentralasien (Quelle: Krist 1936: Beilage)

grausamen Bedingungen und Willkür (vgl. Krist 1936: 244-300). Der Besuch einer dänischen Rot-Kreuz-Kommission im Lager brachte jedoch nicht nur die Überreichung von „Liebesgaben“ und sonstige kleine positive Veränderungen, sondern führte letzten Endes auch zum Abtransport der Gefangenen, zuerst nach Krasnowodsk (heute Türkmenbaşy) und dann weiter nach Merw, Tschardschui bis Samarkand. Anfangs waren die Gefangenen davon überzeugt, dass Frieden herrsche und sie für den Heimtransport vorbereitet werden würden. Dies stellte sich jedoch als ein Irrglaube heraus (vgl. Krist 1936: 301–326). In Samarkand meldete sich Gustav Krist als Arbeiter für eine Fabrik des Ingenieurs Gorenberg. Im Vergleich zu den Lagern war er dadurch relativ adäquaten Lebensbedingungen ausgesetzt; er verdiente etwas, genoss durchaus Freiheiten und war über die politischen Ereignisse informiert (vgl. Krist 1936: 327–338). Die Februarrevolution 1917 bzw. der „Kerenski-Umsturz“ war „in Samarkand ohne jeden Zwischenfall vor sich gegangen“ (Krist 1936: 338). Beim „Bolschewistenaufstand“ war dies jedoch nicht der Fall. Es ereigneten sich Schießereien und der kommunistische Stadtkommandant verkündete in der Fabrik, dass die Kriegsgefangenen nun frei seien und die Rückkehr vorbereitet werden würde (vgl. Krist 1936: 338f.). Tatsächlich dauerte es jedoch noch eine ganze Weile, bis dieses Versprechen umgesetzt wurde.

Durch die politischen Veränderungen kam es zu einem „Gründungsfieber“ (Krist 1936: 342) unter den Gefangenen. Es wurden allerlei Gegenstände erzeugt und Fabriken entstanden. Gorenberg war geflüchtet und auch Gustav Krist setzte eine Produktion zur Herstellung von Holz- und später auch von Messing- und Eisennägeln in Gange (vgl. Krist 1936: 341ff.). Er geriet immer wieder in Konflikt mit den strengen Gesetzen der Sowjets und wurde einmal der Wirtschaftssabotage beschuldigt, fand jedoch immer einen Weg die Tätigkeiten zu verschleiern bzw. den Problemen aus dem Weg zu gehen (vgl. Krist 1936: 344–350; 352–357).

Zu dieser Zeit war für die Kriegsgefangenen in Samarkand auch die Isolation von Turkestan und die damit einhergehende Lebensmittelknappheit spürbar, vor allem für jene, die sich innerhalb der neuen „Freiheiten“ nicht zurechtfinden (vgl. Krist 1936: 350ff.).

Als er einmal vom Wirtschaftsamt den Auftrag bekam, eine größere Quantität Draht für Nägel zu besorgen, gelang ihm dies in Samarkand nicht und er wollte es in Buchara versuchen (vgl. Krist 1936: 358f.). Krist wandte sich an den Gesandten und es wurde ihm eine Einreisegenehmigung in das – zu dieser Zeit – noch relativ autonome und für Ausländer meist verschlossene Buchara gewährt (vgl. Krist 1936: 360). Wie sich später herausstellte, geschah dies nur durch den Einfluss des, von Krist bei seinem ersten Fluchtversuch angetroffenen, ehemaligen Beg von Kerki, der in seiner Position aufgestiegen war und nun als Kusch-Begi bezeichnet wurde (vgl. Krist 1936: 374). Der Aufenthalt in Buchara wird von Gustav Krist als besonders faszinierend beschrieben. Kusch-Begi brachte Krist relativ viel Vertrauen entgegen und zeigte ihm eine geheime Basis, die u. a. zur Waffenproduktion im Pamir Gebirge diente. Der Kusch-Begi heuerte Krist zur Herstellung eines Münzprägeautomaten zur maschinellen Herstellung bucharischer Kupfermünzen an, um unabhängiger von russischem Einfluss zu werden. Krist kam mit zwei weiteren Kameraden diesem Ansuchen erfolgreich nach, wurde jedoch dann von den konservativen Geistlichen Bucharas, die mit diesem Plan nicht einverstanden waren, vertrieben (vgl. Krist 1936: 376–385).

Zurück in Samarkand lösten sich die Werkstätten und Fabriken zunehmend auf, da kein Material zur Verfügung stand (vgl. Krist 1936: 387). Die Kriegsgefangenen in Samarkand wurden von den Bolschewiki aufgefordert, gegen eine Gruppe Meuterer vorzugehen und sie versprachen ihnen im Gegenzug baldigen Transport in die Heimat. Einige Gefangene zwangen unter dem Kommando von Gustav Krist die Meuterer tatsächlich erfolgreich in die Knie. Nach Freiwerden der Bahnstrecke nach Norden wurde dem Versprechen der Rückkehr jedoch nicht nachgekommen und Gurk bzw. Krist rief eine Versammlung unter den Kriegsgefangenen zu dieser Sachlage ein. Nachdem einige Bolschewiki forderten, die Versammlung sofort aufzulösen, eskalierte die Situation (vgl. Krist 1936: 388–401). Gustav Krist wurde auf Basis des Vorwurfs der Initiation anti-revolutionärer Stimmung eingesperrt und zum Tode verurteilt. Er erhielt jedoch letzten Endes eine Begnadigung und kam nach drei

Monaten Arrest wieder frei (vgl. Krist 1936: 403–413). Nach seiner Freilassung hat bereits die offizielle Rückkehr nach Europa begonnen. Gustav Krist engagierte sich noch, auch finanziell schwächer bemittelten „Heimreisewilligen“, und jenen, die sich noch in den südlicheren Lagern aufhielten, die Rückkehr zu ermöglichen (vgl. Krist 1936: 414–419). Folglich reiste er selbst erst am 2. August 1921 in Samarkand ab. Er durchquerte das von Hungersnot und Bürgerkrieg geplagte Zentralrussland und kam unter widrigen Umständen über Moskau, die baltischen Staaten und Deutschland wieder nach Wien (vgl. Krist 1936: 419–451).

Es gilt noch anzumerken, dass Gustav Krist in den Jahren 1918 und 1919 auch mit Delegationen des Roten Kreuzes in den nördlichen und südlichen Lagern Turkestans unterwegs war. Er hat diese Erlebnisse jedoch in seinem Buch ausgeklammert (vgl. Krist 1936: 7). Gustav Krist war zwar Mannschaftssoldat, bewegte sich während Teilen seiner Gefangenschaft jedoch teilweise in den „Sphären der Offiziere“. Dies kann im Wesentlichen auf seine umfassenden Sprachkenntnisse zurückgeführt werden.

Wie bereits erwähnt, ist Gustav Krist am Ende des Jahres 1922 wieder freiwillig nach Persien gereist und „*und trat in die Dienste eines Teppichhändlers in Täbris, mit dem ich [Gustav Krist, Anm. J.A.] Persien nach allen Richtungen bereiste*“ (Krist 1941: 9). Diesen Händler lernte er bereits bei seinem ersten Aufenthalt im Zuge seiner Flucht kennen. Als Grund für seine Rückkehr gibt der Autor an, dass einerseits die Existenzmöglichkeiten in Österreich für ihn denkbar ungünstig waren und er sich nicht in die veränderten Verhältnisse einfügen konnte (ebd.). Als er während seines Aufenthaltes in Persien am Kaspischen Meer auf einige Turkmenen traf, weckte dies Erinnerungen an seine Zeit in Turkestan und initiierte ein Verlangen, wieder in die Region zu reisen. „*Die Turkmenen hatten Erinnerungen an jene Zeiten in mir wachgerufen, die ich in Turkestan und Buchara verbracht hatte. Ich sehnte mich danach, diese Länder wiederzusehen und beschloß [...] selbst [...] einen Abstecher nach Buchara zu machen, um zu sehen, wie das Land heute, als autonome Republik Usbekistan der Sowjetunion, aussehe*“ (Krist 1941: 13).

Ab 1924 durchquerte er die Region folglich mit einer gefälschten Aufenthaltsbewilligung und unter Vorgabe, er sei ein kommunistisch gesinnter Geologe, der nach natürlichen Bodenschätzen suche. Gustav Krist durchquerte unter anderem die Wüste Kara-Kum (siehe Krist 1941: 34–42), besuchte Buchara (siehe Krist 1941: 152–169) und drang bis in das innere Gebirge des Pamir vor (siehe Krist 1941: 98–122). Über den zweiten Aufenthalt in Zentralasien publizierte er das Werk *Allein durchs verbotene Land. Fahrten in Zentralasien* (1941)⁵⁰, das auch 118 Abbildungen enthält. Inhaltlich handelt dieses Buches von seiner Reise und den mannigfaltigen Interaktionen mit den lokalen Bevölkerungsgruppen während einer Zeit rasanter gesellschaftlicher Veränderungen durch die Etablierung der sowjetischen Herrschaft.

⁵⁰ Die erste Auflage ist bereits 1937 erschienen. In diesem Text wird jedoch die dritte Auflage des Buches herangezogen, die inhaltlich unverändert im Jahr 1941 publiziert wurde.

Der „*Versuch, Zentralasien zu bolschewisieren*“ zählt nach der Meinung Gustav Krists „*sicherlich zu den interessantesten Vorgängen in der Weltgeschichte der letzten achtzehn Jahre*“ (1941: 50).

In der Einleitung zu diesem Buch reflektiert er in gewisser Weise die Begrenztheit seiner Aussagen, indem er meint, dass es sich lediglich um eine Abenteuerreise gehandelt habe und das seine „*geschilderten Fahrten keineswegs auf das Prädikat einer Forschungsreise Anspruch erheben wollen*“ (1941: 7). In einer Rezension wird dieses Statement des Autors jedoch mit der „*echt österreichischen Bescheidenheit*“ (Raabl-Werner 1937: 25) von Gustav Krist begründet bzw. abgetan. Dies deutet darauf hin, dass die Ausführungen in dem Buch von außen durchaus als authentisch, „wahr“ und wissenschaftlichen Kriterien entsprechend, angesehen wurden.

Die zweite Reise in der Region kann in biographischer Hinsicht als, auf das Gefangenschafts-Erlebnis, aufbauend angesehen werden. Nichtsdestotrotz wird dieses Buch hier nicht zur Analyse herangezogen, da die Reise Mitte der 1920er stattfand und zu dieser Zeit bereits stark veränderte politische und gesellschaftliche Verhältnisse vorherrschten, die im Rahmen dieser Masterarbeit nicht behandelt werden.

Wie auch bei anderen Kriegsgefangenen war die Destination der Internierung am Anfang der Zugfahrt noch ungewiss. Der Erhalt der Information, dass sie nach Turkestan gebracht werden, wurde laut Krist wohlwollend aufgenommen und die Kriegsgefangenen „*begrüßten mit Freude turkestansichen Boden*“ (Krist 1936: 74). Im Vergleich zu Sibirien sei Turkestan als das „harmlosere“ Ziel angesehen worden. Turkestan war für die Kriegsgefangenen eine unbekannte Region und die Vorstellungen darüber nährten sich vor allem aus externen Erzählungen, wie folgendes Zitat veranschaulicht:

„*Über die Nachricht herrschte bei den Gefangenen sofort eine gehobene Stimmung, hatten sie doch alle höchst unklare Begriffe von dem zentralasiatischen Teil des Zarenreiches. Den Berichten der Konwojs zufolge sollte dort das Paradies sein. Im Gegensatz zu Sibirien fiel in Turkestan niemals Schnee*“ (Krist 1936: 69).

Gepaart war dies mit einer – fast schon kindlich anmutenden – Neugierde gegenüber dem „Unbekannten“, in das sie nun mit dem Zug physisch hineingebracht wurden. Die Ungewissheit und Offenheit vor dem, was kommen mag, wurde in mögliche positive Zukunftsszenarien umgedeutet (vgl. Krist 1936: 70). Interessant ist dabei, dass Krist das Ereignis des „Fremderlebens“ nicht ausschließlich auf die Kriegsgefangenen bezieht, sondern auch die Seite indigenen Bevölkerung mitreflektiert bzw. das Erstaunen über das jeweilige „Andere“ wird beiden Seiten zugeschrieben:

„*Nach Aralske-More beginnt die unendliche Weite der großen Kirgisensteppe. Interessiert hockten die Gefangenen an allen Waggonöffnungen und betrachteten die Umgebung. Im*

Frühling blüht die Steppe in unwahrscheinlicher Pracht. Karawanenzüge mit hundert und mehr Kamelen tauchten auf und verschwanden wieder. Die Kirgisen mit ihren breiten Fellhüten hielten ihre Pferde oder Maultiere an und verfolgten mit erstaunten Augen und mit weit aufgerissenem Mund die merkwürdigen Gestalten in den vorbeifahrenden Waggons“ (Krist 1936: 73).

Bald darauf kamen sie auch direkt mit den Einheimischen in Kontakt. Als auf der Zugfahrt nach Taschkent das Brennholz zur Heizung der Lokomotive ausging, mussten die Gefangenen weit in die Wüste hinaus, um dieses zu beschaffen. Dabei beschenkte sie die indigene Bevölkerung der Steppe mit Lebensmitteln und die Interaktionen mit ihnen bzw. das Interesse an deren Lebensstil und der „Andersartigkeit“ war ein Ausbruch aus dem eigenen Schicksal.

„Bei solchen Aufenthalten lernten die Gefangenen die Menschen kennen, die ihre zukünftige Umgebung bilden sollten, die Kirgisen und die Sarten. Kleidung und Bewaffnung der Eingeborenen, ihre Lebensweise, ihre primitive Behausung – Lehmhütten oder schwarze Filzzelte, Kibitkas oder Jurten genannt – erweckten das Interesse und ließen für Stunden oder Tage das eigene Elend vergessen. Die Kirgisen, schlitzäugige gelbe Mongolen, waren gutmütige Menschen, die die Gefangenen mit ihren Brotfladen („Non“) und mit „Kumis“, der sauren Milch der Kamelstuten, beschenkten“ (Krist 1936: 76).

Der Begriff Zentralasien wird von Krist zwar verwendet, als sei er selbstverständlich, jedoch nicht genauer definiert oder explizit charakterisiert. Auch der Terminus Orient wird nur indirekt mit Inhalten gefüllt; räumlich lokalisiert Krist den Orient jedoch relativ exakt. Er meint, *„das, was man sich unter Orient vorstellt, [sei] nur noch in Afghanistan, in Buchara und in dem heute noch halb unerforschten Belutschistan“* (Krist 1936: 181) anzutreffen.⁵¹ Er begründet dies unter anderem damit, weil in Zentralasien Afghanistan das einzige Land sei, welches noch völlig selbstständig ist (ebd.). Es wird nicht spezifisch erwähnt, inwiefern er Persien, in dem er sich auch längere Zeit aufhielt, als Teil Zentralasiens verstand. Krist trennt es auf jeden Fall kulturell nicht explizit und beschreibt Persien und Russisch-Zentralasien bezüglich der orientalischen kulturellen Elemente in einem Kontinuum (auch wenn Persien nicht als „ureigensten“ Orient bezeichnet wird, wie obiges Zitat zeigt).

Krist beschreibt die „orientalische Sphäre“, das heißt das was vermeintlich selbstverständlich „orientalische“ Sitten, Gebräuche, Vorstellung vom Leben etc. sind – ohne diese genauer zu definieren – als etwas, das für den/die EuropäerIn niemals verständlich sein wird. *„Die religiösen Riten und das Innenleben der echten Orientalen bleiben ein ewiges Geheimnis. Man kann alles, was man dort gesehen und kennengelernt hat, wohl schildern, aber nur einen Bruchteil davon erschöpfend erklären“* (Krist 1936: 181).

Der Orient wird somit als etwas, das nur in Abwesenheit europäischer Elemente existiert, konzeptualisiert bzw. als konträrer Gegensatz zu Europa verstanden. Dies zeigt sich

⁵¹ Chinesisch-Turkestan bzw. Ostturkestan klammert Krist dabei explizit aus (vgl. Krist 1936: 181).

insbesondere an seinen Beschreibungen Bucharas, das er – wie oben gezeigt – auch als eine letzte Region des „wahren Orients“ versteht. Bei seinem zweiten Aufenthalt im „*heiligen Buchara, der seltsamsten und geheimnisvollsten Stadt des Orients*“ (Krist 1936: 363) stellt Krist eine Abgeschiedenheit in mehrfacher Hinsicht fest. Einerseits in zeitlich historischer Hinsicht, durch einen Stillstand der Umgebung in der Zeit und folglich die Isolation von einer vermeintlichen Gegenwart:

„Die Zeit stand hier still, das Weltenrad schien um einige Jahrhunderte im Lauf zurückgeblieben zu sein. Die schmalen Gassen, die Basare und Gärten, die Medressen und Moscheen mit ihrem blaugrünen Mosaikbelag können vor Jahrhunderten nicht anders ausgesehen haben wie heute“ (Krist 1936: 364).

Der Autor beschreibt aber auch eine Abgeschiedenheit im Sinne einer Nichtvorhandenseins von Beziehungen und Einflüssen nach außen. Krist merkt an, dass in Buchara kein/e EuropäerIn anzutreffen sei und es auch keine bzw. nur sehr wenige (kulturelle) europäische Elemente, beispielweise in der Architektur, gäbe (ebd.). Diese Tatsache übt auf Gustav Krist eine große Faszination aus, denn er meint: *„Das Schönste an Buchara ist vielleicht das Bewußtsein, daß man keinen einzigen europäisch gekleideten Menschen zu sehen bekommt“* (1936: 371). Die Abgeschiedenheit im Sinne des Nichtvorhandenseins von Beziehungen nach außen findet weiters in der Charakterisierung der BucharInnen Ausdruck. Als Krist bei seinem ersten achttägigen Aufenthalt in Buchara einer sogenannten „Tamascha“ (Belustigung) beiwohnte, waren die Einheimischen sehr interessiert an dem „Fremden“ unter ihnen und fragten ihn über sämtliche banale Sachverhalte jenseits der Grenzen des Emirats und aus seiner Heimat aus. Daraufhin bezeichnet Krist sie als „naiv“, im Sinne eines eingeschränkten Horizonts durch die Abgeschiedenheit ihres Lebens (vgl. Krist 1936: 158).

Verstärkt wird diese Darstellung des isolierten Charakters von Buchara durch die Hervorhebung der massiven baulichen und militärischen Abschottung des Territoriums nach außen bzw. gegenüber dem Druck von russischer Seite. Dies zeigen beispielsweise folgende Ausführungen über den erstmaligen Eintritt in die Stadt bei seinem zweiten Aufenthalt. Als Krist sich der Stadt näherte, sah er *„hohe, mit großen Schießscharten versehene Lehmmauern auftauchen, die, nach Süden und Norden verlaufend, die ganze Stadt Buchara zu umfassen schienen. Sie hielten vor einem großen, etwa fünf Meter hohen Tor, dessen gewaltige Flügel schwer mit Eisen und Bronze beschlagen waren [...] später schwangen die schweren Torflügel zurück und gaben die Einfahrt frei. Kaum hatte der Wagen das Tor passiert, so schloß es sich hinter ihnen wieder“* (Krist 1936: 363).

Darüber hinaus wird die Bevölkerung von Buchara und folglich indirekt der „wahre Orient“ als gelassen beschrieben bzw. abgeschieden und isoliert von der außerhalb Bucharas herrschenden Hektik und den Regeln der Zeit.

„Kein Mensch hat Eile. Alles geht ruhig, ja fast traumhaft vor sich. In den Basarbuden kauern die Verkäufer, vor sich den unentbehrlichen Tschilim und den ebenso unentbehrlichen Samowar, und kein Käufer oder Besucher geht weg, ohne einen Schluck aus der Teeschale und einen Zug aus der Wasserpfeife genommen zu haben“ (Krist 1936: 370).

Die Gelassenheit der bucharischen Bevölkerung geht Hand in Hand mit dreckigen und unhygienischen Zuständen. Gustav Krist beschreibt die Wassergräben, die sogenannten Ariks, die er als *„Sammelkanal aller Abfälle der Stadt“* (1936: 369) bezeichnet und woraus die BewohnerInnen aufgrund des Wassermangels trotzdem Wasser zum Kochen nehmen (ebd.). Auch bei seinem ersten Aufenthalt, als alle BesucherInnen einer Veranstaltung aus der Schüssel den Plow mit der Hand aßen, zögerte Krist aufgrund hygienischer Bedenken: *„Jeder der Anwesenden griff mit den Fingern in die ihm zunächst stehende Tasse und stopfte sich den Reis in den Mund, auf welche Weise sehr große Mengen vertilgt wurden. Da die Finger der Männer nicht immer den Anspruch auf Sauberkeit erheben konnten, wollte Gurk zunächst auf den zweifelhaften Genuss verzichten, um aber nicht unhöflich zu sein, folgte er der Einladung seiner Nachbarn und griff doch zu“* (Krist 1936: 158f.).

Es gilt hier noch anzumerken, dass die Beschreibungen Krist's einen Blick auf Bucharas vor der gänzlichen Eroberung durch russische Truppen im Jahr 1920 präsentieren.

Ein weiterer Themenkomplex in den Beschreibungen von Gustav Krist ist die Brutalität in der zwischenmenschlichen Interaktion bzw. dem gesellschaftlichen Zusammenleben. Als der Autor beispielsweise durch Persien flüchtete, beobachtete er bei einem Zwischenstopp in Mesched aus dem Zimmer seiner Wohnung – von einem Aufenthalt auf der Straße wurde ihm abgeraten – Ereignisse rund um den 10. Tag des Moharrem (auch Muharrem), dem ersten Monat des islamischen Kalenders. Krist schildert gewalttätige Szenen, welche sich auf der Straße während dieses Festes abspielten und bringt dies mit Fanatismus und der Religion in Verbindung (vgl. Krist 1936: 206–211).

„[U]nter fortwährenden Rufen ‚O hussein! – o hassan!‘ begannen sie sich mit ihren Waffen die Brust, den Rücken und das Gesicht zu zerfleischen. Das Blut floß in Strömen, was die religiöse Leidenschaft zur Siedehitze steigerte. [...] Ein schwerer Dunst von Staub und Blutgeruch überlagerte das Ganze. Gurk wurde schlecht, er mußte schnell vom Fenster zurücktreten. Aber das gellende Geschrei der fanatischen Menge und der Geruch des Blutes verfolgte ihn auch in die äußerste Ecke des Zimmers“ (Krist 1936: 208).

Auch die Justiz bzw. die Bestrafung von Vergehen in Zentralasien wird bei Jungbauer als besonders brutal vermittelt. Er bezeichnet zum Beispiel den Kerker in Zentralasien als *„das Grauenhafteste, was es auf diesem Gebiete gibt“* (Krist 1936: 186). Dort käme es nach Krist nämlich zu furchtbaren Szenen, wie folgendes Zitat veranschaulicht: *„Vor Hunger und Grauen wahnsinnig geworden, werfen sich die Gefangenen auf ihre Leidensgenossen und morden so lange, bis sie selbst ermordet werden. Das Faustrecht ist Trumpf; wer stark genug ist um zu*

kämpfen, erobert sich einen Brotfladen oder ein Stück Fleisch, wer schon zu schwach ist, verhungert eben“ (Krist 1936: 186f.). Aber auch das Ohrenabschneiden und Nasenaufschlitzen erwähnt der Autor als eine angewandte Strafe bei Diebstahl in Afghanistan (vgl. Krist 1936: 184). Gleichzeitig jedoch und abgesehen von der Justiz in Afghanistan, die nach Krist ein „*Kapitel für sich*“ (1936: 183) sei, wird das Leben im Land durchaus auch als sorgenlos und friedlich dargestellt. Es gäbe kaum Arbeitslose und jeder hätte Brot (vgl. Krist 1936: 182f.).

Zusammenfassend muss erwähnt werden, dass sich Gustav Krist vorwiegend in den südlichen Gebieten Russisch-Turkestans aufhielt und darüber hinaus auch in Afghanistan und Persien. In seinen Beschreibungen des „Lokalen“ werden diese Gebiete durchaus als zusammenhängend oder ähnlich verstanden, obwohl er – wie oben angemerkt – dem „wahren Orient“ nur Afghanistan und Buchara (und Belutschistan) zuordnet. Buchara zieht dabei die ganze Faszination von Gustav Krist auf sich und die Beschreibungen vermitteln ein Bild davon, was Krist unter dem „Orient“ versteht. Einerseits wird die völlige Abwesenheit europäischer Elemente bzw. von EuropäerInnen festgestellt, andererseits ist Buchara in verschiedener Hinsicht abgeschieden und isoliert.

4.5 Gustav Jungbauer (1886–1942)

Als Sohn der, von Böhmerwäldler Bauerngeschlechter abstammenden, Eltern, Johann (1853–1930) und Anna Jungbauer (1855–1920), wurde Gustav Jungbauer am 17. Juli 1886 in Oberplan (tsch. Horní Planá) als eines von insgesamt fünf Kindern geboren (vgl. Hrabe 1936: 9f.). Er absolvierte das Gymnasium in Krumau (tsch. Český Krumlov) und entwickelte hier bereits ein Interesse an dem, was später seine Profession wurde, nämlich der Volkskunde. Begeistert wurde er dafür vor allem von seinem, auch aus dem Böhmerwald stammenden, Lehrer und Sammler Josef Ammann (vgl. Lozoviuk 2014: 89). Jedoch hat „die erste Liebe zu diesem Fach [...] wohl seine Mutter“ (Hrabe 1936: 11) durch ihre Neigung für Sagen, Volksüberlieferungen und Volkspoesie „in die Seele des Knaben gesenkt“ (ebd.). Zwischen 1904 und 1908 war Jungbauer Student an der Deutschen Universität Prag. Er nahm an Lehrveranstaltungen im Bereich der Germanistik,

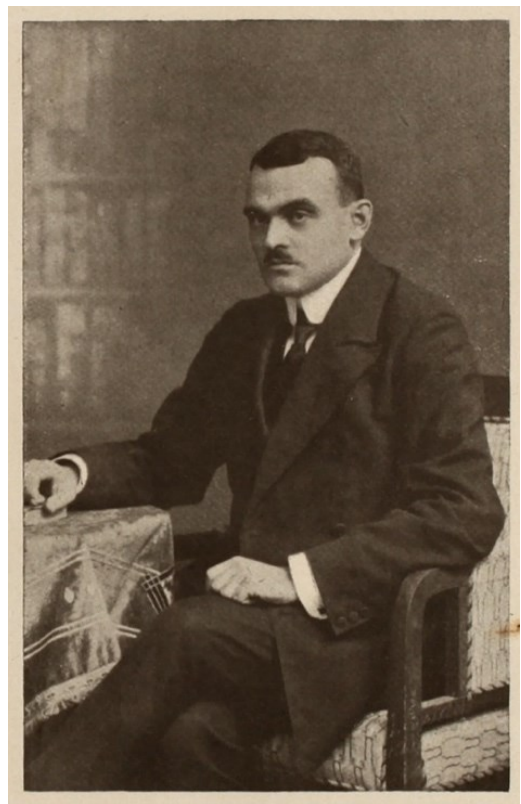


Abbildung 11: Portrait Gustav Jungbauer
(Quelle: Jungbauer 1921a)

Geschichte und Klassischen Philologie teil und wurde in akademischer Hinsicht insbesondere von August Sauer und Adolf Hauffen beeinflusst (vgl. Lozoviuk 2014: 89). Darüber hinaus sammelte er Volkslieder und Überlieferungen, was bereits 1908 in ersten Publikationen mündete (vgl. Hrabe 1936: 11).

1909 promovierte Jungbauer zum Doktor der Philosophie in Prag und absolvierte gleich darauf die Lehramtsprüfung (Deutsch als Hauptfach und Latein sowie Griechisch als Nebenfach). Nach einem *einjährigen Freiwilligenjahr* beim Infanterieregiment 91 in Prag war Gustav Jungbauer vier Jahre als Supplent am deutschen Gymnasium in Reichenberg tätig (vgl. Hrabe 1936: 12; Hanika 1943: 51). Dabei veranstaltete er, neben Ausflügen und Wanderungen mit seinen Schülern, auch Gelände- und Kriegsspiele (vgl. Hrabe 1936: 13.). „Diesen Spielen“ (ebd.) – wie Hrabe anmerkt – „folgte gar bald der blutige Ernst des Weltkrieges“ (ebd.).

Im Herbst 1914 wurde Jungbauer an die serbische Front kommandiert. Nach einer Verletzung und Erkrankung verbrachte er einen Genesungsaufenthalt in einem Kurhaus nahe Budapest, wurde jedoch bereits Anfang 1915 wieder an die Karpatenfront berufen (vgl. Hrabe 1936: 13). Er geriet in russische Kriegsgefangenschaft und verbrachte folglich drei Jahre in Turkestan. 1918 entfloh er erfolgreich und kehrte nach Mitteleuropa zurück (siehe unten).

In den darauffolgenden Jahren bis Anfang 1921 setzte er sich für die Ermöglichung der Rückkehr von noch in Sowjetrussland verbliebenen heimreisewilligen Kriegsgefangenen ein. Er engagierte sich bei der Reichsorganisation zur Heimbeförderung der Kriegsgefangenen, als dessen Delegierter er sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1920 bis Anfang 1921 in Moskau aufhielt (vgl. Hrabe 1936: 15–18). Seine Aufgabe war es dabei „für den regelmäßigen Abtransport zu sorgen, die verhungert nach Moskau kommenden zu unterstützen und namentlich die in Moskau, aber auch im ganzen Land absichtlich zurückgehaltenen oder eingesperrten Intelligenzler unter den Kriegsgefangenen freizubekommen“ (1936: 15) so Hrabe. Aufgrund dieser Tätigkeit wurde Jungbauer 1933 Ehrenmitglied der B.e.ö.K. in Wien (vgl. Hrabe 1936: 18).

Über seinen Aufenthalt in Turkestan hielt er Anfang der 1920er Jahre Vorträge in verschiedenen Städten der Tschechoslowakei (vgl. Lozoviuk 2008: 142) und auch in intellektueller Hinsicht beeinflusste ihn die Gefangenschaft (siehe unten). Vorwiegend widmete er sich jedoch ab dieser Zeit wieder der deutschen Volkskunde. Gustav Jungbauer habilitierte 1922 an der Deutschen Universität Prag und wurde Privatdozent an der Philosophischen Fakultät (vgl. Lozoviuk 2014: 89). Neben seiner Tätigkeit als Mittelschullehrer, der er nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft eine Zeitlang vor allem aus finanziellen Gründen nachging, hielt er ab dem Jahr seiner Habilitation auch (unbezahlt) Lehrveranstaltungen an der Universität ab. Ab 1925 lebte Jungbauer dauerhaft in Prag und folgte 1930 als außerordentlicher Professor für deutsche Volkskunde an der Deutschen Universität Prag auf den Lehrstuhl des bereits verstorbenen Adolf Hauffen nach; ab 1933 war

diese Stelle bezahlt und schließlich wurde Jungbauer im Jahr 1937 zum ordentlichen Professor für deutsche Volks- und Altertumskunde ernannt (vgl. Lozoviuk 2014: 89ff.).

Wie Lozoviuk argumentiert, bewertete Jungbauer die ab den 1930ern aus Deutschland kommende „neue Ausrichtung“ der Volkskunde kritisch. Beispielsweise wandte er sich gegen die Verwendung rassistischer Theorie in der volkskundlichen Forschung, lehnte jedoch den Begriff „Rasse“ nicht grundsätzlich ab (vgl. 2008: 163f.). Lozoviuk folgert weiter, dass Jungbauer nicht zu den Protagonisten dieser „neuen“ volkskundlichen Forschung gehörte (vgl. 2008: 165). Nichtsdestotrotz war die Nazifizierung und ideologische Instrumentalisierung der Volkskunde an der Deutschen Universität Prag unübersehbar (vgl. Lozoviuk 2014: 117) und Jungbauer hatte bis zu seinem Tod am 23. Oktober 1942 seine Position als Professor inne (vgl. Hanika 1943: 54).

Allgemein war Gustav Jungbauer vor allem an Sammeltätigkeiten von Volksgut und Volksüberlieferung interessiert, insbesondere Volksliedern des deutschen Böhmerwaldes. Darüber hinaus beschäftigte er sich unter anderem mit der Geschichte des Faches und Thematiken rund um ethnische und sprachliche Enklaven sowie der Sprachforschung (vgl. Lozoviuk 2014: 91f.). Ein wesentliches Paradigma seines Vorgehens konstituierte der Vergleich (vgl. Lozoviuk 2014: 95). Gustav Jungbauer verfasste zahlreiche Publikationen im Bereich der deutschen Volkskunde, auf die hier jedoch inhaltlich nicht weiter eingegangen wird.⁵²

Auch außeruniversitär war Jungbauer im volkskundlichen Bereich aktiv. Er initiierte beispielsweise die zwischen 1928 und 1938 publizierte Fachzeitschrift „Süddeutsche Zeitschrift für Volkskunde“, war bei der Etablierung des Vereins für Volkskunde und Volksbildung im Böhmerwald bedeutend involviert und gilt als Mitbegründer des, im Jahr 1923 eröffneten, Böhmerwaldmuseums in Oberplan (vgl. Lozoviuk 2014: 91).

In Folgenden skizziere ich den Verlauf von Jungbauers unfreiwilligem Aufenthalt in Zentralasien anhand seiner 1921 veröffentlichten Publikation *Kriegsgefangen* und setze mich dann mit seinem Blick auf die Region auseinander. In der Einleitung dieses Werkes merkt Jungbauer explizit an, dass seine Erzählungen nur beschränkte allgemeingültige Aussagekraft besitzen: „*Nur ganz wenig hat der Verfasser selbst erlebt und kennen gelernt in den Jahren eigener Kriegsgefangenschaft und im Verkehr mit den Angehörigen von Kriegsgefangenen anlässlich von Vorträgen*“ (Jungbauer 1921a: Vorwort). Darüber hinaus habe es sich um ein „privilegiertes“ Erleben der Gefangenschaft aus der Position eines Offiziers gehandelt, so der Autor weiter (ebd.).

⁵² Ein Verzeichnis der Publikationen Jungbauers findet sich bei Hrabe (1936: 31–46) und für eine Diskussion seiner Forschungsschwerpunkte und seinem Verständnis vom Fach siehe Lozoviuk (2008: 147–158).

Anfang 1915 kam Jungbauer als Leutnant an die Front in die Karpaten und fungierte dort als Adjutant des 2. Bataillons des 91. Infanterieregiments (vgl. Hrabe 1936: 13). Er beschreibt die widrigen Zustände an der Front, die großen Mengen an Schnee sowie die gesundheitlichen Leiden und Strapazen der Soldaten und die verantwortungslosen Befehle der Vorgesetzten (vgl. Jungbauer 1921a: 1–12). In der „Unglücksnacht“ (Jungbauer 1921a: 12) vom 25. auf den 26. März 1915 wurde er mit anderen Offizieren und Kameraden in der Nähe des Flusses Wetlina im heutigen Südosten Polens gefangen genommen (vgl. Jungbauer 1921a: 12–18). Hinter der russischen Frontlinie mussten sie einige Tage zu Fuß bis Ustrzyki gehen und wurden dann mit der Bahn in einem Viehwagon nach Lemberg gebracht (vgl. Jungbauer 1921a: 19–43). Von dort ging es weiter zum Verteilerpunkt Kiew, wo sie am 3. April 1915 ankamen (vgl. Jungbauer 1921a: 43–47). Jungbauer beschreibt die erlebte Trennung nach Nationalität und die Besserstellung der tschechischen Soldaten während dieser Zeit (vgl. z. B. Jungbauer 1921a: 24). Besonders erwähnt er das angespannte Verhältnis zwischen den Soldaten der Karpatenfront und den „Przemyśliden“, jenen, die beim Fall der österreichischen Festung Przemyśl gefangen genommen wurden und die Jungbauer weitgehend negativ charakterisiert (vgl. Jungbauer 1921a: 41). Die Fahrt von Lemberg nach Kiew und weiter in die – zunächst noch unbekannte – Destination der Gefangenschaft Turkestan wird vom Offizier Jungbauer, im Gegensatz zur Mannschaft, annehmbar erlebt. Nur die Streitigkeiten unter den gefangenen Offizieren gaben *„einen tiefen Einblick in die innere Zerrissenheit und Uneinigkeit des österreichischen Offiziersstandes“* (Jungbauer 1921a: 51).



Abbildung 12: Fotografie von Gustav Jungbauer als Gefangener in Turkestan (Quelle: Seidel Josef)

Beim Bahnknotenpunkt Kniel entschied sich, dass sie nach Turkestan kommen (vgl. Jungbauer 1921a: 56). Als sie am 18. April 1915 in Taschkent eintrafen (vgl. Jungbauer 1921a: 59) wurden sie jedoch dem, sich weiter nördlich befindenden, Offizierslager in Kasalinsk zugeordnet und mussten daher einen Teil der Strecke wieder zurückfahren (vgl. Jungbauer 1921a: 64). Vor der Abfahrt nach Kasalinsk wird Jungbauer unerwartet von seinem Diener, der auch das Gepäck Jungbauers bei sich hatte und bisher immer an seiner Seite war, getrennt (ebd.). Jungbauer beschreibt die täglichen Routinen und den Zeitvertreib im Lager während des „*idyllischen Dahinlebens der ersten Wochen, wo wir [Kriegsgefangenen, Anm. J.A.] auch unbeschränkten Ausgang in die Stadt hatten*“ (Jungbauer 1921a: 87). Sie beschäftigten sich mit der Beobachtung von streunenden Hunden, Insekten und der lokalen Bevölkerung sowie der Organisation in Musikvereinen, sportlicher Betätigung und dem Studium verschiedener Sprachen (vgl. Jungbauer 1921a: 77–87). Recht bald, schreibt Jungbauer, konnte er russische Zeitungen lesen und übersetzen. Es bildeten sich sogenannte Lesezirkel, bei denen Personen mit umfassenden Sprachkenntnissen jenen, die diese nicht besaßen, vorlasen (vgl. 1921a: 82ff.). Jungbauer vergleicht immer wieder die Lebensbedingungen der Offiziere mit den wesentlich widrigeren Zuständen im Mannschaftslager. Dies spiegelt sich auch in der Beschreibung der Typhuspandemie wider, die, auch wenn sie im Vergleich zu anderen Lagern nicht so verheerend ausfiel, ab Mai 1915 zunehmend problematischer wurde (vgl. Jungbauer 1921a: 117–129). Im Sommer 1915 verschlechterte sich auch die Behandlung der Kriegsgefangenen zunehmend, was erste Fluchtversuche der Gefangenen zur Folge hatte bzw. Letztere bedingten zum Teil auch Ersteres (vgl. Jungbauer 1921a: 133f.; 136–139). Der, im Dezember 1915 stattgefundenen, Besuch der RK-Schwester Käthe von Mihalotzy wird hingegen in positivem Licht dargestellt und Jungbauer betont, dass sie im Rahmen ihrer Möglichkeiten alles versucht habe, um die Lage der Gefangenen zu verbessern und sie emotional zu unterstützen (vgl. Jungbauer 1921a: 141ff.). Im gesamten Kapitel „Die Tschechoslowaken“ (vgl. Jungbauer 1921a: 145) widmet sich der Autor dem angespannten Verhältnis zu den „russlandfreundlich“ gesinnten Personen tschechischer Nationalität, die er als illoyal erlebte und unter den damaligen Verhältnissen als „Vaterlandsverräter“ (Jungbauer 1921a: 148) bezeichnet. Die Tschechen in Kasalinsk wurden im Juni 1916 nach Taschkent gebracht (vgl. Jungbauer 1921a: 157) und das Lager zunehmend in nationaler Hinsicht aufgeteilt. Jungbauer und andere Deutsche und Magyaren kamen nach Skobelew⁵³ in das Ferghanatal (vgl. Jungbauer 1921a: 159). Am 9. September 1916 startete die Bahnfahrt nach Süden, wobei ihm insbesondere der Abschied von seinem geschätzten Freund und Mannschaftssoldaten Rudolf Völker schwerfiel (vgl. Jungbauer 1921a: 161–164).⁵⁴ In Skobelew wurde er im Lager der deutschen und magyarschen Offiziere untergebracht und

⁵³ Jungbauer (1921a) verwendet die Bezeichnung *Skobelewo*.

⁵⁴ Auch Rudolf Völker publizierte 1926 ein Werk mit dem Titel *In russischer Kriegsgefangenschaft. Erlebnisse und Erinnerungen*.

das Lagerleben gestaltete sich ähnlich wie in Kasalinsk. Es wurden zur geistigen Betätigung Büchereien etabliert, Kurse und Theateraufführungen organisiert und man hat sich auch mit Gartenarbeit beschäftigt, u. a. da Gemüse auf dem Basar immer teurer wurde und schwerer zu bekommen war (vgl. Jungbauer 1921a: 178–184). Die politischen Umstürze im Jahr 1917 schildert Jungbauer, indem er die größeren politischen Zusammenhänge erklärt und dann die Auswirkungen dieser auf die Situation in Skobelew herunterbricht (vgl. Jungbauer 1921a: 198–207). So meint er, dass die Februarrevolution anfangs unter den Kriegsgefangenen Jubel auslöste: *„Wir törichte Menschen dachten, dies bedeute Frieden und Heimkehr, aber es bedeutete das Gegenteil. Denn es zeigte sich, daß die ans Ruder gekommenen Männer einer nationalen Partei angehörten und den Krieg fortsetzen wollten“* (Jungbauer 1921a: 201). Als im selben Jahr dann *„[m]it Lenin [...] der Bolschewismus ans Ruder gekommen“* (Jungbauer 1921a: 203) war, ortet Jungbauer eine große Diskrepanz zwischen der Art und Weise, wie es sich der *„große Phantast“* (ebd.) Lenin ausgedacht hat, und der tatsächlichen Umsetzung, nämlich mit Gewalt. Auf die Situation in Skobelew wirkten sich diese Veränderungen insofern aus, als dass es keine Subordination und Disziplin mehr gab. Niemand zahlte mehr Steuern und Requirierungen und Versorgungsengpässe waren an der Tagesordnung; es entwickelte sich laut Jungbauer eine Situation der Teuerung, Unsicherheit und Rechtlosigkeit (vgl. 1921a: 204–207). Dadurch verschlechterten sich die Lebensumstände massiv und Hunger und Tod gerieten zu alltäglichen Phänomenen (vgl. Jungbauer 1921a: 207–229). Diese Veränderungen hatten nach Jungbauer auch Einfluss auf das Verhalten der Einheimischen, welche sich zunehmend gegen die russische Herrschaft auflehnten und – zumindest anfänglich – in den Kriegsgefangenen Verbündete sahen (vgl. Jungbauer 1921a: 229f.). Der Autor beschreibt insbesondere die Aufstände in der nahe gelegenen Stadt Kokand Anfang 1918 und welche Folgen die vorübergehende Erlangung von Autonomie hatte. Einerseits löste diese bei den Einheimischen Freude aus und andererseits beschreibt er jedoch auch das Hervorkommen von (islamischem) Fanatismus (vgl. Jungbauer 1921a: 232f.). Nach der Rückeroberung durch russische Soldaten wurde der Druck auf die Bevölkerung noch verstärkt, was – wie Jungbauer schreibt – eine *„unerquickliche, gefährliche Luft“* (1921a: 238) zur Folge hatte.

Unter diesen widrigen und sich verschlechternden Umständen verspürte Jungbauer mehr und mehr den Drang, einen Fluchtversuch zu unternehmen. Aber auch das Verhältnis zu den Einheimischen verschlechterte sich. Da einige Kriegsgefangene in der Roten Armee kämpften und der Widerstand laut Jungbauer eine stärker religiös-fanatistische Dimension annahm, wäre er als Kriegsgefangener bei Aufständen nicht mehr sicher gewesen (vgl. Jungbauer 1921a: 239). Es gelang ihm, unter dem Vorwand einer Erkrankung und der Notwendigkeit ärztlicher Behandlung in Taschkent, am 15. März 1918 Skobelew mit zwei weiteren Kameraden regulär zu verlassen (vgl. Jungbauer 1921a: 242–245). In Taschkent traf Jungbauer wieder auf Rudolf Völker (vgl. Jungbauer 1921a: 148ff.) und seinen ehemaligen Diener, von dem er vor Kasalinsk

getrennt wurde und mit dem er dann gemeinsam seine Flucht plante und durchführte (vgl. Jungbauer 1921a: 246). Nach einem Spitalsaufenthalt beschäftigte sich Jungbauer vor allem mit der Vorbereitung auf die Flucht. Er verkaufte bestimmtes Hab und Gut, besorgte Reisegeld sowie Proviant und bekam – durch seinen (ehemaligen) Diener – auch einen gefälschten Pass als Zivilinternierter ausgestellt. Zivilinternierte hatten zu dieser Zeit das Recht zu reisen (vgl. Jungbauer 1921a: 250–258).

Am 24. April 1918 startete Jungbauer mit seinem ehemaligen Diener und einem weiteren Kameraden die Flucht mit dem Zug Richtung Krasnowodsk und gelangte dann per Schiff weiter nach Baku (vgl. Jungbauer 1921a: 260–263). Da die ursprünglich geplanten Fluchtrouten aufgrund von Aufständen nicht möglich waren, nahmen sie ein Schiff nach Astrachan (vgl. Jungbauer 1921a: 263). Dort schlugen sie sich weiter mit dem Zug über Saratow bis nach Orscha durch, wo sie am 14. Mai 1918 ankamen (vgl. Jungbauer 1921a: 269–271). Es gelang ihnen erfolgreich die Demarkationslinie zu überqueren, und Jungbauer kehrte nach einem elftägigen Quarantäneaufenthalt wieder in seine Heimat in den Böhmerwald zurück (vgl. Jungbauer 1921a: 272–279).

Während seines Aufenthalts in Zentralasien kam Jungbauer in Kontakt mit großen Teilen des Russischen Reiches und eignete sich umfassende Sprachkenntnisse an.⁵⁵ Darüber hinaus hatte er „[b]ereits während seiner Gefangenschaft [...] die Zeit genutzt, ethnographische Informationen zu erwerben mit der Absicht, diese im Nachhinein auch schriftlich auszuwerten“ (Lozoviuk 2008: 154). Nach der Rückkehr hielt er nicht nur Vorträge über das Erleben der Gefangenschaft, sondern der Aufenthalt in Zentralasien schlug sich auch in den Publikationstätigkeiten Jungbauers nieder. Einerseits verfasste er das Werk *Märchen aus Turkestan und Tibet* (1923), das eine Sammlung von 20 sartischen und – aufgrund ähnlicher Motive (vgl. Jungbauer 1923: 203) – auch acht tibetischen Märchen beinhaltet.

Die abgedruckten sartischen Märchen stellen allesamt Übersetzungen von russischen Übersetzungen dar. Jungbauer merkt an, dass dies einerseits aufgrund der bedauernswerten Tatsache, dass bisher keine Märchen in sartischer Sprache gedruckt wurden, der Fall ist und beklagt gleichzeitig, dass die „*bildreiche Sprache der Urform* [...] *sicher darunter gelitten*“ (Jungbauer 1923: 17) hat. Insbesondere weil der Übersetzer den „*Wechsel von Prosa und Reimen*“ (ebd.) nicht beachtete, was nach Jungbauer eigentlich den „*größten Reiz der turkestanischen Märchen ausmacht*“ (ebd.). Jungbauer versuchte die sprachliche Urform in einigen Fällen wiederherzustellen.

⁵⁵ Lozoviuk führt in diesem Zusammenhang den Erwerb russischer, englischer, französischer und tschechischer Sprachkenntnisse an (vgl. 2014: 89). Hrabe erwähnt ferner Schwedisch und Italienisch sowie die Aneignung von einigen Kenntnissen der Sprache der einheimischen Sarten und Kirgisen sowie im Persischen und Türkischen (vgl. 1936: 14).

Allgemein merkt Jungbauer an, dass die turkestanischen Märchen stark vom Islam bzw. der islamischen Mythologie, aber auch von chinesischen, indischen, türkischen und russischen Einflüssen geprägt sei (vgl. 1923: 16). Er spricht sich jedoch gegen die Erklärung von Ähnlichkeiten durch Entlehnungen aus, sondern propagiert vor allem den Ansatz der „*indogermanischen Urform*“ (ebd.).

Auch in seinen vergleichenden Aufsätzen – nämlich *Deutsche und kirgisische Hochzeitsbräuche* (siehe Jungbauer 1934) sowie *Sartische und deutsche Volksrätsel* (siehe Jungbauer 1933)⁵⁶ – versuchte Jungbauer die „*von der wissenschaftlichen Forschung meist zu sehr überspannte Tatsache des ‚Wanderns‘ der Volksgüter, die ‚Übertragungstheorie‘, möglichst auszuschalten und dafür den ‚Völker und Elementargedanken‘ sprechen zu lassen*“ (1933: 348). Dabei wird davon ausgegangen, dass Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen kultureller Elemente sich aufgrund der „*gleichartigen Natur des menschlichen Geistes*“ (ebd.) bzw. durch „*die gleichen geistig-seelischen Wurzeln*“ (ebd.) unabhängig voneinander entwickeln können. Die Methode des Vergleiches kultureller Elemente bei räumlich weit entfernten und „grundverschiedenen“ Gruppen scheint dem Autor ein probates Mittel zu sein, dies aufzuzeigen. Der Vergleich ermöglichte es, dass „*dem deutschen Wesen Eigentümliche*“ (Jungbauer 1934: 75) herauszuarbeiten, aber auch die Gemeinsamkeiten aufzuzeigen.

Im Vergleich zu den meisten anderen hier herangezogenen Fallbeispielen verfolgen Jungbauers Publikationen zu volkskundlichen Aspekten in Zentralasien am ehesten den Anspruch eines „wissenschaftlichen Charakters“. Weniger ist dies zwar bei seiner 1921 veröffentlichten Publikation *Kriegsgefangen* der Fall, aber auch dieses Werk beinhaltet Charakterisierungen von Bevölkerungsgruppen. Abgesehen davon hat Jungbauer einige Zeitungsartikel zu Zentralasien und (Sowjet-)Russland verfasst.⁵⁷

Innerhalb des Kontextes von Gefangennahme und Transport stellte der erste Kontakt mit der Region Zentralasien für Gustav Jungbauer ein durchaus positives Ereignis dar. Als sich beim Bahnknotenpunkt Kinel entschied, dass Jungbauer und seine Kameraden nicht – wie erwartet – nach Sibirien gebracht werden, sondern in das südlich gelegene Generalgouvernement Turkestan, löste dies eine wohlwollende Stimmung und Neugier aus. Turkestan war für die Soldaten mehr oder weniger *terra incognita*, viele verwechselten es mit Karl Mays Kurdistan und andere hofften „*eine Art tropischen Landes kennen zu lernen*“ (Jungbauer 1921a: 56). Die

⁵⁶ Es gilt hier anzumerken, dass beide Publikationen vor allem auf Sekundärliteratur, meist russischen Publikationen, basieren. Nichtsdestotrotz kam der Autor ursprünglich im Zuge der Gefangenschaft mit den Sartilinnen und KrigisInnen in Kontakt und dies initiierte dann eine weitere Beschäftigung mit diesen Gruppen.

⁵⁷ Siehe Jungbauer (1918a; 1918b; 1921b; 1921c; 1921d; 1921e; 1921f). Die hier erwähnten Artikel aus dem Jahr 1921 wurden nach seinem abermaligen Aufenthalt in Sowjetrussland zur Unterstützung von heimreisewilligen Kriegsgefangenen in der *Deutschen Zeitung Bohemia* publiziert und behandeln inhaltlich vor allem die (politischen und ökonomischen) Verhältnisse im Land.

Reaktion der Gefangenen nach der Gewissheit, dass sie nach Turkestan kommen, beschreibt Jungbauer wie folgt:

„Groß war daher unser Jubel, als von Kinel an unser Zug nicht ostwärts gegen Sibirien rollte, sondern sich nach Süden wandte, nach Turkestan. Was sollte uns dieses Land bringen? Damals stellten wir alle fest, daß unsere geographischen Kenntnisse gleich Null waren“ (ebd.). Als *„staunende Beobachter“* (ebd.) näherten sie sich der Region und der sich verändernden Landschaft an. Bald entdeckten sie die ersten Kamele (vgl. Jungbauer 1921a: 55) und durchfuhren *„ungeheure, todtraurige, verlassene Wüsten“* (Jungbauer 1921a: 57), bevor sie in Taschkent ankamen. Dort im *„hochkultivierten Gebiet von Taschkent, wo alles in Blüte stand [...] fanden wir [Kriegsgefangene, Anm. J.A.] uns in ein Paradies versetzt und waren voll Freude über dieses schöne Land“* (Jungbauer 1921a: 58f.).

In dieser positiven Stimmung in Taschkent konnte Jungbauer erstmals ausgiebiger die lokale Bevölkerung beobachten. Insbesondere die sartischen Frauen und der von ihnen getragene Rosshaarschleier faszinierten ihn (vgl. Jungbauer 1921a: 59). Aber auch auf der Zugfahrt in einem Personenwagen zum weiter nördlich gelegenen Lager Kasalinsk kamen sie mit der *„bunten Gesellschaft“* (Jungbauer 1921a: 66) der einheimischen Sarten, Kirgisen und Tataren in Kontakt. Besonders neu war für Jungbauer die muslimische Gebetspraxis, die er hier das erste Mal zu Gesicht bekam (ebd.).

Allgemein konstatiert Jungbauer eine Zweiteilung der Region Turkestans. Einerseits der steppenartige, von der nomadischen Bevölkerungsgruppe der Kirgisen bewohnte Norden. Andererseits das fruchtbare Kulturland im Süden und Südosten mit den Sarten und Tadschiken (vgl. Jungbauer 1923: 3ff.). Jungbauer hielt sich in beiden Settings auf, präferierte jedoch zweiteres.

Neben den Indigenen beschreibt der Autor auch den russischen Bevölkerungsanteil der Region (vgl. Jungbauer 1921a: 94–107). Das heißt die EuropäerInnen werden in gewisser Weise auch, neben den Gruppen der Kirgisen, Sarten und zahlreichen anderen (vgl. Jungbauer 1921a: 173f.), als Teil Zentralasiens konzeptualisiert. Innerhalb dieser kulturell diversen Umgebung ergaben sich die *„buntesten Bilder“* (Jungbauer 1921a: 92) wie der Autor bei einem Spaziergang an einem Sonntag in Kasalinsk beobachtet:

„Da ist vor allem die Stadtjugend, russische, kirgisische, tatarische Kinder in den verschiedensten Kleidern, dann unsere Offiziere in allen möglichen und unmöglichen Adjustierungen, von der vorschriftsmäßigen Uniform über die sonderbarsten Mittelstufen bis zum tadellosesten Zivilanzug, dann russische Damen in modernen europäischen Kostümen, Tatarinnen mit hübschen silbergestickten Schuhen [...] und phantastisch zigeunerhaft aufgeputzte Kirgisenmädchen, [...] alte Kirgisenweiber, die in Eimern Wasser holen, würdige Sarten im farbigen Mantel, die sich ernst und ruhig unterhalten [...]“ (Jungbauer 1921a: 92).

Das besondere Interesse des Autors galt trotzdem der muslimischen Bevölkerung (vgl. Jungbauer 1921a: 107). Jungbauer war im Lager in Kasalinsk, dem „*Hauptort der Kirgisensteppen*“ (1921a: 107), interniert. Dort war es die Lieblingsbeschäftigung mancher Offiziere, die Kirgisen und ihren nomadischen Lebensstil zu beobachten (vgl. Jungbauer: 1921a: 108). Jungbauer bezeichnet die Kirgisen einerseits als „*reinrassige Turkomongolen*“ (Jungbauer 1923: 5) und an anderer Stelle als „*turktatarisches Nomadenvolk*“ (Jungbauer 1934: 75); er beschreibt sie als ein „*gastfreundliches, lustiges und gesprächiges Volk welches Eigenschaften wie die Vorliebe für das Stehlen mit den Zigeunern teilt*“ (Jungbauer 1921a: 109). Auch an anderer Stelle werden Vergleiche mit „Zigeunern“ gezogen und damit einhergehend negative Stereotype auf die Gruppe der Kirgisen projiziert. Meiner Meinung nach hat dies vor allem mit dem – beiden Gruppen zugeschriebenen – „wandernden“ Lebensstil zu tun. Dadurch sind Gruppen und Individuen schwerer räumlich verortbar und stellen somit, aus einer Perspektive, bei der Sesshaftigkeit die Norm ist, eine potenzielle Gefahr dar.

Der Autor fokussiert des Weiteren die typische Kleidung der KirgisInnen sowie deren Behausung – die Jurte – und akzentuiert insbesondere die Naturverbundenheit. So meint Jungbauer, dass man die Gruppe eigentlich nicht als „Viehzüchter“ im engeren Sinne bezeichnen könne, da „*alles der freien Natur überlassen wird*“ (Jungbauer 1921a: 109). Auch die Hochzeit bei den Kirgisen bezeichnet Jungbauer als „*unverfälschten Naturbrauch*“ (1934: 81), auf den der Islam wenig Einfluss hat. Letzteres begründet er unter anderem damit, dass bei einer kirgisischen Hochzeit dem eigentlichen Akt der Trauung durch den Mullah an sich keine große Bedeutung zugeschrieben wird (im Vergleich zur kirchlichen Trauung bei einer deutschen Bauernhochzeit) (vgl. Jungbauer 1934: 82). Dies korrespondiert mit der, im deutschen und russischen Diskurs über Zentralasien vorgekommenen Vorstellung, dass die nomadischen Bevölkerungsgruppen Turkestans – im Vergleich zu den Sesshaften – weniger vom Islam beeinflusst seien bzw. dass diese nur „äußerliche Muslime“ sind (vgl. u. a. Sidikov 2003: 377f.; Campbell 2021: 32).

Trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit der Kirgisen „*waren die tonangebenden und reichen Mohammedaner Tataren und Sarten*“ (Jungbauer 1921a: 110), wobei Jungbauer Erstere sogar als die „*fortschrittlichsten Bekenner des Islams*“ (ebd.) bezeichnet. Diese seien eingewanderte Kaufleute und Industrielle, die durch die Tatsache, dass sie wesentliche Zeitungen in der Region leiteten, großen Einfluss hätten. Die Frauen trügen dabei ein Kopftuch und ein unverhülltes Antlitz (vgl. Jungbauer 1921a: 110f.).

Die Kirgisen vergleicht Jungbauer insbesondere mit der Bevölkerungsgruppe der Sarten, die im Ferghanatal – dem zweiten Aufenthaltsort Jungbauers – dominierten. Jungbauer erklärt,

diese seien strenggläubige (vgl. Jungbauer 1923: 5)⁵⁸ sesshafte Bauern und Geschäftsleute, die „aus einer sonderbaren Mischung der alten iranischen Bevölkerung mit den später in das Land gekommenen turkomongolischen Volksstämmen“ (Jungbauer 1921a: 5) entstanden sind. Der Autor charakterisiert sie als hübsch, jedoch im Vergleich zu den Kirgisen und aufgrund des „steten Bestreben, die Käufer in der unverschämten Weise zu übervorteilen“ (Jungbauer 1921a: 170) als unsympathisch. Jungbauer konzeptualisiert die Sarten im Vergleich zu den Kirgisen als kulturell höherstehend, vor allem durch ihre wesentliche Rolle in Religion, Wissenschaft, als Händler und durch ihre Fertigkeiten in bestimmten Bereichen des Handwerks und Gewerbes (vgl. Jungbauer 1923: 5f.). Überdies seien sie sparsam, zufrieden und anspruchslos (vgl. Jungbauer 1923: 6; 8), wobei der Autor einen wesentlichen Unterschied zwischen den friedliebenden sartischen Bauern im Kontrast zu den oft hartherzigen Sarten der Stadt sieht (vgl. Jungbauer 1923: 8). Abgesehen von diesen positiven Eigenschaften wird der Gruppe der Sarten jedoch auch Feigheit zugeschrieben und gleichzeitig seien sie „großtuerisch und prahlsüchtig“ (Jungbauer 1923: 9). Jungbauer konstatiert auch, dass es in der Frage der Moral einen wesentlichen Unterschied zwischen den Deutschen und Sarten gäbe. Dort wo der Sarte in einer Gruppe ist, kommen nicht selten die „ureigensten“ Eigenschaften des „wilden Asiaten“ zum Vorschein:

„Dort, wo der Sarte in der Mehrheit ist oder wo er alle äußerlich anerzogenen Hüllen wegwerfen kann, kommt nicht selten der nur schwach mit Menschlichkeit übertünchte Wilde zum Vorschein, zeigt auf einmal der hinterlistige, grausame Asiat sein echtes Hunnengesicht“ (Jungbauer 1923: 9). Der Autor folgert dann weiter, dass die manchmal vorkommende Rohheit bzw. Grausamkeit der Sarten eine Folge des Fehlens moralischer Prinzipien sei. Er exemplifiziert dies mit der Schilderung der „Tragödie von Osch“, als im Jänner 1919 eine Gruppe Kriegsgefangener auf dem Weg zum Bahnknotenpunkt Andischan massakriert wurden, sowie durch die Schilderung einiger Ereignisse während der Aufstände im Sommer 1916 (ebd.).

Weiters wird die religiöse Erziehung als Hindernis für Entwicklung angesehen. Einerseits merkt Jungbauer zwar an, dass die weit verbreiteten Volksschulen (Maktab) für sartische Jungen zu einer geringeren Analphabetismus-Rate geführt haben. Jedoch würde der alleinige Fokus auf das Auswendiglernen des Korans und die Abwesenheit weltlicher Fächer Fortschritt einschränken (vgl. Jungbauer 1923: 13).

Zu erwähnen gilt weiters Jungbauers Beschreibung der Gruppe der Tadschiken. Diese seien ein fleißiges, mit arischen Ureinwohnern vermisches Bergvolk, welches in Bezug auf die Bräuche Ähnlichkeiten zu den Deutschen aufweise (vgl. Jungbauer 1921a: 173; 1923: 5).⁵⁹

⁵⁸ In anderen Artikel werden die Sarten auch als „fanatische Mohammedaner“ bezeichnet (vgl. Jungbauer 1918a: 1).

⁵⁹ Die Vorstellung eines arischen Ursprunges des tadschikischen Volkes geht auf die europäische (und insbesondere russische) Wissenschaft des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zurück.

Im Zusammenhang mit dem Verhältnis zwischen den Russen bzw. russischen Soldaten und der einheimischen Bevölkerung konstatiert Jungbauer eine Inferiorität von Zweiteren. Denn die Soldaten waren es gewohnt „mit Mohammedanern wie mit Tieren umzugehen, denen gegenüber Faustschläge und Fußtritte etwas Selbstverständliches waren“ (Jungbauer 1921a: 101). Andererseits seien auch die Einheimischen in Bezug auf ihre „Unterjocher“ von Hass erfüllt (vgl. Jungbauer 1921a: 113).

Auch die (einheimischen) Frauen in Zentralasien (vor allem Sartinnen und Kirgisinnen) nehmen eine nicht unbedeutende Rolle in den Beschreibungen Jungbauers ein. Sie werden meist in ihren eigenen Charakteristiken dargestellt und sind für den Autor ein außerordentliches Faszinosum.

Jungbauer meint in einem, in der *Budweiser Zeitung* erschienen Aufsatz mit dem Titel „Das sartische Weib“, dass die „Frau“ an sich bereits für jeden Mann ein Rätsel sei. Die Sartinnen sind jedoch im Vergleich zu den europäischen Frauen verschleiert, was die Neugier an ihnen für die Kriegsgefangenen noch erhöhte (vgl. Jungbauer 1918a). Dementsprechend wird bei den Sartinnen immer wieder der Rosshaarschleier Tschimbet⁶⁰ und das Überkleid Parandscha, welches deren öffentliches Erscheinungsbild zu dieser Zeit dominierte, erwähnt (vgl. Jungbauer 1921a: 171). Dadurch ist das gesamte Gesicht und die Brust hinter einer „kastenartigen Vermummung“ (Jungbauer 1923: 7) versteckt, wodurch eine Bewertung des eigentlichen Erscheinungsbildes der Sartin unmöglich war, so der Autor. Nichtsdestotrotz würden die Sartinnen, ähnlich wie die Europäerinnen, eine Neigung für kosmetische Verschönerung und Schmuck haben, insbesondere für Blumen (vgl. Jungbauer 1923: 7f.). Es gäbe jedoch ein anderes, für Jungbauer unverständliches, Schönheitsideal, bei dem dickere Frauen bevorzugt werden, wie folgender abschätziger Kommentar zeigt: „Nicht selten wird ein verwachsenes Mißgeschöpf eine Schönheit genannt, bloß weil sie üppige Formen und eine gesunde Gesichtsfarbe hat“ (Jungbauer 1918a: 2). Darüber hinaus stellt Jungbauer fest, dass die sartische Frau durch frühe Heirat und Schwangerschaft sowie die schwere Arbeit „schnell verblüht“ (1921a: 196f.). Der Autor erwähnt jedoch gleichzeitig auch die verführerische Schönheit der jungen Sartinnen, wie die weiter unten erwähnte Szene veranschaulicht. Jungbauer geht auch recht ausführlich auf physische Körpermerkmale der Sartinnen, wie beispielsweise das schwarze Haar oder den langen Rumpf, ein (vgl. Jungbauer 1918b) und schreibt ihnen auch klischeehaft Verhaltensweisen und Charakterzüge zu. So erwähnt der Autor ihren lebhaften und fröhlichen Charakter, die „Sucht“ nach Schwatz und Tratsch oder das unnatürliche – durch den Koran beeinflusste – Benehmen, das die eigene Zurückhaltung zum Ziel hat. Gesellschaftlich sei sie ihren männlichen Kontrahenten aufgrund fehlender Bildungsmöglichkeiten schlechter gestellt und die Interaktion mit fremden Männern untersagt

Dieser Mythos unterstützte nicht nur die narrative Legitimation der russischen Expansion, sondern ist auch eng mit der Formation der tadschikischen Nation verbunden (vgl. Battis 2016).

⁶⁰ Der Tschimbet (oder Chimmiet) wird auch als Chavan bezeichnet.

(vgl. Jungbauer 1918a; 1918b). Abgesehen von den Sartinnen schreibt Jungbauer allen Frauen in Turkestan eine inferiore Stellung zu, vor allem durch das Vorhandensein der käuflichen Ehe:

„Bei allen Mohammedanern Turkestans wird die Frau oder werden die Frauen in dem Sinne mehr oder minder stets gekauft, daß der Freier einen bestimmten Betrag dem Vater der Erwählten zu zahlen hat, so daß nur reiche Männer mehr als eine Frau haben können“ (Jungbauer 1921a: 112).

Die Kaufehe wird vor allem bei der Gruppe der Kirgisen erwähnt und Jungbauer begründet mit dieser *„die rohe Behandlung der kirgisischen Braut“* (1934: 83). Insbesondere die Trennung von der eigenen Familie bzw. der Mädchengemeinschaft und der Übergang zur Familie des Bräutigams bzw. der Frauengemeinschaft findet gewaltsam statt, denn die junge Kirgisin werde *„von den Weibern in das Zelt des Bräutigams getragen [...] wie man ein Stück Vieh in den Stall schleppt“* (ebd.). Gleichzeitig stellt Jungbauer jedoch fest, dass sich die Kirgisinnen unverschleiert zeigen und folgert darauf, dass sie *„in der Gesellschaft und Öffentlichkeit nicht den gleichen harten Bedingungen unterworfen“* (Jungbauer 1934: 76) seien wie Sartinnen, Tadschikinnen oder bucharische Jüdinnen etc. (ebd.). Das heißt trotz der „rohen Behandlung“ sieht er die Kirgisinnen in einer relativ guten Position im Vergleich zu den anderen Frauen in Zentralasien.

Die Frauen in Zentralasien werden auch im Zusammenhang mit dem Liebesleben und romantischen und/oder sexuellen Annäherung bzw. Interaktionen der Kriegsgefangenen erwähnt. In diesen Darstellungen kommt nicht nur der europäisch-sozialisierte Blick zum Vorschein, sondern auch die heteronormative Perspektive.

Nach Jungbauer habe die *„Absperrung vom Weibe“* (Jungbauer 1921a: 190) in der Kriegsgefangenschaft nicht nur die „bedenklichen Folgen“ der Onanie und des homosexuellen Verhaltens zur Folge gehabt. Sondern es gab auch Verkehr mit den Frauen der Region, welche bei *„junge[n] Männer[n] in der Vollkraft ihres Lebens“* (Jungbauer 1921a: 188) nicht zu unterbinden gewesen wäre (vgl. Jungbauer 1921a: 189; 190).

Jungbauer beschreibt einerseits die Interaktionen und Beziehungen mit den Russinnen, die allgemein als sexuell freizügig, ungeniert und ehelich untreu geschildert werden (vgl. Jungbauer 1921a: 104; 192; 194). Aber auch die Kirgisinnen von Kasalinsk – so stellt Jungbauer fest – *„waren wie Zigeunerinnen, für jeden zugänglich“* (1921a: 189f.). Der Autor beschreibt sogar ein kirgisches Bordell in einer Jurte und einen vermeintlichen Besuch eines Offiziers darin. Dieser brach den Aufenthalt jedoch aufgrund der unhygienischen Zustände wieder ab (vgl. Jungbauer 1921a: 190). Als weiteren Ort der gewöhnlichen Interaktion mit dem weiblichen Geschlecht erwähnt Jungbauer die Badeanstalten, insbesondere in Skobelew. Der Badegast konnte sich dort nämlich *„ein Weib nach nationalen Gesichtspunkten auswählen, indem er entweder eine Deutsche oder eine Russin, Chinesin, Armenierin, Jüdin,*

Tscherkessin, Tatarin, Sartin, Perserin, Griechin oder sonst eine verlangt, denn alle sind vertreten“ (Jungbauer 1921a: 192). Innerhalb dieses diversen Angebots an Damen sollen von Kriegsgefangenen vor allem Europäerinnen bevorzugt worden sein, insbesondere jene, die der deutschen Sprache mächtig waren (vgl. Jungbauer 1921a: 192f.). Ganz allgemein sind die Kriegsgefangenen laut Jungbauer wenig mit den „Mohammedanerinnen“ in Kontakt gekommen (vgl. Jungbauer 1921a: 194).⁶¹ Nichtsdestotrotz bezeichnet er sie als *„lebhaft und sinnliche Wesen“* (Jungbauer 1921a: 194), die durchaus laszive Wirkung ausüben können. Jungbauer veranschaulicht dies mit der Beschreibung einer Szene, als er durch ein Dorf der Sarten spazierte. Dort traf er zuerst auf eine Sartin in völliger Verschleierung, die dann jedoch in ein, von Lehmmauern umgebenes, Grundstück abbiegt, den Schleier lüftet und zu ihm schaut. Diesen Augenblick beschreibt Jungbauer wie folgt:

„Es war kein Ansehen, es war ein herausforderndes Anlodern, dieser Blick fuhr in mich wie ein alles verzehrende Flamme. Und sie war jung und schön. Das ebenmäßige Gesicht von rabenschwarzem Haar umrahmt, große schwarze Augenbrauen, künstlich verschönert, lange Wimpern über wunderschönen, großen, braunen Augen, eine fein geformte Nase und zwei Lippen, saftig rot und verlangend geschwellt. [...] Ich wollte schon auf die Gefahr hin, von einem Sarten erschlagen zu werden, in den Garten hineinspringen, aber da kamen auf der Straße Leute“ (Jungbauer 1921a: 195). Ähnliche Szenen vom Kontakt mit „orientalischen Schönheiten“ finden sich auch bei den Beschreibungen von Rudolf Köstenberger.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Jungbauers Ausführungen – gemäß seiner Profession und dem Interesse an volkskundlichen Themenstellungen – vor allem auf Märchen, verschiedene Bräuche und Volksüberlieferungen fokussieren. Er beschreibt seine erste Annäherung an die Region als einen positiven Prozess, der von Neugier gegenüber dem Unbekannten gekennzeichnet war. Der Autor vermittelt einen Raum der kulturellen Vielfalt (von Einheimischen und EuropäerInnen) und charakterisiert die einzelnen Bevölkerungsgruppen vor allem in vergleichender Perspektive.

Dabei wird eine – manchmal explizitere und manchmal implizitere – Hierarchisierung der ethnischen Gruppen auf einer stufenartigen Vorstellung von (kultureller) Entwicklung vermittelt. Ganz unten werden u. a. aufgrund des nomadischen Lebensstils die KirgisInnen verortet; darüber kommen die sesshaften SartInnen, die insbesondere in kultureller Hinsicht als „weiterentwickelt“ angesehen werden, gefolgt von den TatarInnen, den – wie Jungbauer schreibt – *„fortschrittlichsten Bekenner des Islams“*. Über der muslimischen Bevölkerung rangieren die EuropäerInnen, vor allem die RussInnen und ethnischen Deutschen.⁶² Letztere

⁶¹ Auch wenn Jungbauer an dieser Stelle den Begriff „Mohammedanerinnen“ verwendet, so bezieht er sich nur auf die Sartin, da die Kirgisinnen – wie oben erwähnt – als zugänglich bzw. „leicht zu haben“ dargestellt werden.

⁶² Der Vergleich wird hier nicht mit ethnischen Deutschen in Zentralasien, sondern mit jenen in Europa gezogen.

werden beispielsweise insbesondere in Bezug auf die Moral über den SartInnen verortet. Jungbauers Schilderungen sind oft von verallgemeinernden, stereotypen und klischeehaften Charakterisierungen der „Wesenszüge“ geprägt, auch in Bezug auf die Frauen.

Der Blick auf die einheimischen Frauen ist u. a. durch die Perspektive ihrer (gesellschaftlichen) Unterordnung vorstrukturiert. Es wird die Gesichtsverschleierung bei den Sartinnen sowie die Durchführung der Kaufehen bei den Kirgisen angeführt. Aber auch die Frage der Schönheit und/oder erotische Ausstrahlung/Anziehung ist ein zentraler Themenkomplex. Bei den Sartinnen kann ein Oszillieren zwischen deren „orientalischer Schönheit“ und abschätzigen Bemerkungen über das Aussehen identifiziert werden. Einerseits wird die Sartin als verumumt und distanziert charakterisiert, gleichzeitig stellt dies jedoch genau eine faszinierende und anziehende Tatsache dar. Die Krigisinnen seien demgegenüber grundsätzlich offener und „leichter zu haben“, in ihrem Aussehen jedoch „unschön“ und auch unhygienisch.

5 Conclusio: Themenkomplexe und zentrale Topoi in den Beschreibungen von Zentralasien durch Kriegsgefangene

Die Fallbeispiele zeigen, dass es zum Teil recht markante Unterschiede in der Beschreibung Zentralasiens gibt, die u. a. auf individuell divergierende Sozialisation, Profession oder kulturellen Hintergrund zurückzuführen sind. Aber auch die Ansprüche der Kriegsgefangenen an ihre Publikationen waren verschieden. Alle Autoren verstanden ihre Werke als „wahre“ und „den Tatsachen entsprechende“ Schilderungen, wenn auch nicht immer mit universeller Gültigkeit, sondern nur aus ihrer eigenen Perspektive. Ein Anspruch auf Wissenschaftlichkeit bzw. ein Verständnis der eigenen Person als Forschungsreisender findet sich jedoch vor allem bei Gustav Jungbauer. Bei den anderen Autoren wird dies entweder nicht erwähnt oder explizit verneint. Der Mannschaftssoldat Köstenberger schreibt beispielsweise, dass ihm dafür die Zeit und Ruhe gefehlt habe (vgl. Köstenberger 1925: 40).

Nichtsdestotrotz gibt es auch ähnliche Themenkomplexe und gemeinsame Topoi, die im Folgenden aufgezeigt werden:

Erster Kontakt mit Zentralasien

Der erste Kontakt mit bzw. erste Eindruck von der Region wird in fast allen Fallbeispielen, insbesondere bei Willfort, Epstein, Krist und Jungbauer, ähnlich beschrieben. Einerseits wurde die Destination Turkestan als das „geringere Übel“ im Vergleich zu Sibirien angesehen. Vor allem die Tatsache, dass es in Turkestan wärmer sei, wird hervorgehoben. Andererseits war der erste Blick – meist aus dem Waggon des Zuges – geprägt von einer positiven Faszination und Neugierde gegenüber dem „unbekannten Anderen“. Die Region war im Wesentlichen *terra incognita* für die Kriegsgefangenen, die Vorstellungen und Imaginationen darüber nährten sich ausschließlich von externen Erzählungen und vagen Assoziationen, die meist mit dem „Orient“

in Verbindung gebracht wurden. Darüber hinaus wird immer wieder erwähnt, dass das Erstaunen über die „Andersartigkeit“ der lokalen Bevölkerung und Kultur das eigene Schicksal in den Hintergrund rücken ließ.

Der „Orient“ und „turkestanische Atmosphäre“

Zentralasien bzw. Turkestan wird im Wesentlichen als ein Teil des „Orients“ angesehen. Die Klassifikation mit dem Orient verbindet das Generalgouvernement Turkestan (kulturell) mit anderen Gebieten in Zentralasien (z. B. Teilen von Persien), auch wenn diese unter einem anderen Machteinfluss standen (siehe Fallbeispiel Willfort). Der Begriff wird nicht selten als etwas vermeintlich Selbstverständliches konzeptualisiert, das keine weiteren Erläuterungen benötigen würde. Der „wahre“ Orient, den es laut Gustav Krist nur noch in Afghanistan und Buchara gab, zeichnet sich im Wesentlichen durch die Abwesenheit von Elementen, die mit Europa (bzw. Modernität) in Verbindung gebracht werden, aus; der Orient wird als etwas angesehen, das völlig anders und unvereinbar mit Europa ist. Es handelt sich dabei auch um eine atmosphärische Gemengelage, die vor allem an Orten wie den Altstädten, dem Basar oder im Teehaus zu finden sind. Die Beschreibungen dieser („turkestanischen“) atmosphärischen Szenen heben die Andersartigkeit, Abgeschiedenheit und bei Fritz Willfort auch den verführerischen und verzaubernden Charakter hervor. Nicht immer wird der Begriff „Orient“ jedoch explizit verwendet, sondern manchmal werden nur implizite Andeutungen gemacht. Beispielsweise wird an mehreren Stellen ein Bezug zum Märchen von 1001 Nacht hergestellt. Dabei handelt es sich im Wesentlichen um Projektionen europäischer Vorstellungen gegenüber dem „Orient“. Das heißt Situationen der (unvertrauten) „Andersartigkeit“ werden dadurch in die eigene Vorstellungswelt der Kriegsgefangenen inkorporiert und zugänglicher gemacht.

Vielfalt, „Völkergemisch“ und Farbenpracht

Zentralasien wird darüber hinaus meist als ein (kulturell) vielfältiger und bunter Raum vermittelt. Insbesondere der Ort des Basars wird als Kulminationspunkt dieser Diversität angesehen und zeichnet sich durch laute und lebhaftige Stimmung aus. Die Vielfältigkeit bezieht sich einerseits auf das „Völkergemisch“ – wie die Autoren schreiben –, andererseits aber auch auf die Landschaft (Wüsten und Berge). Die EuropäerInnen in der Region werden manchmal als Bestandteil dieses diversen Charakters in der Region konzeptualisiert – wie bei Jungbauer – oder aber tendenziell ausgelassen, wie bei Willfort. Außerdem wird Zentralasien auch als bunt und farbenprächtig vermittelt, wobei dies insbesondere in Bezug auf die Kleidung der Einheimischen so formuliert ist.

Muslimische indigene Bevölkerung: Sarten und Kirgisen

Das besondere Interesse der behandelten Autoren galt der (muslimischen) indigenen Bevölkerung. Die Sarten werden tendenziell als strikt religiös („fanatische Mohammedaner“) beschrieben, aber auch ambivalent, nicht nur als wild und grausam, sondern auch als friedliebend dargestellt. Nichtsdestotrotz wird ihnen an mancher Stelle ein „ruhiges Gemüt“ zugeschrieben (siehe Fallbeispiel Epstein und Köstenberger). Jungbauer sieht die Sarten in ihrer kulturellen Entwicklung über den Kirgisen verortet. Letztere seien hingegen gastfreundlich, naturverbunden und weniger vom Islam beeinflusst. Die Interaktionen mit der muslimischen einheimischen Bevölkerung werden – vor allem bei Fritz Willfort – durchgehend als positiv dargestellt, geprägt von gegenseitigem Interesse am jeweils „Anderen“.

„Orientalische“ Frau

Eine nicht unübersehbare Bedeutung nehmen die Beschreibungen der zentralasiatischen Frauen ein, insbesondere bei Köstenberger und Jungbauer. Ersterer erwähnt Frauen vor allem in Zusammenhang mit persönlichen Erlebnissen der romantischen und sexuellen Interaktion bzw. Annäherung, wohingegen Jungbauers Schilderungen eher allgemeiner formuliert sind. Köstenberger hebt den Exzess und die Überschreitung (europäischer) gesellschaftlicher Normen in diesen Begegnungen hervor. Insbesondere das Vorhandensein von (exotischer) femininer Vielfalt wird als eine Faszination angesehen, die vor allem in den Badeanstalten der Region anzutreffen sei.

In den Beschreibungen der Sartinnen findet sich ein ambivalentes Oszillieren zwischen der „orientalischen Schönheit“ einerseits und dem unschönen, „verblüht“-distanzierten und abweisenden Aussehen bzw. Charakter andererseits. Zweiteres wird vor allem mit dem Merkmal der Verschleierung begründet. Das distanzierte Verhalten fungiert dabei auch als Basis für eine „geheimnisvolle“ Ausstrahlung, die wiederum an mancher Stelle im Sinne einer „unbekannten exotisch-orientalischen Feminität“ als anziehend angesehen wird. Die Schönheit beschränke sich jedoch vor allem auf die jungen Jahre bis zum Zeitpunkt der Heirat, denn dann seien die Sartinnen „verblüht“. Dahingegen werden bei Jungbauer vor allem Russinnen und Kirgisinnen als sexuell freizügig und zugänglich dargestellt.

Allgemein wird der Frau in Zentralasien (vor allem Sartinnen, aber auch Kirgisinnen) eine inferiore Stellung in der Gesellschaft zugeschrieben, was Jungbauer u. a. mit dem Vorhandensein der Kaufehe begründet.

Bei all diesen Ausführungen bezüglich Frauen in Turkestan muss mitbedacht werden, dass es sich dabei nicht nur um eine europäische, sondern auch um eine männliche Perspektive handelt. Daher stimme ich Sidikov zu, dass „einige abfällige, frauenfeindliche Bemerkungen zum weiblichen Geschlecht in der Region nicht nur der europäischen Herkunft, sondern auch dem männlichen Chauvinismus angerechnet werden“ (2003: 256) müssen.

Bucharische Juden: „Vertraute Fremdheit“

Eine sehr spezifische Sichtweise findet sich in den Ausführungen von Adolf Epstein. Der Autor kam durch seinen jüdischen kulturellen Hintergrund in Kontakt mit einem „anderen Judentum“ in Zentralasien bzw. er erwähnt dieses besonders. Dabei fand er vertraute Elemente vor, aber auch Unbekanntes, wodurch sich eine ambivalente Situation der „vertrauten Fremdheit“ ergab.

5.1 Abschließende Bemerkung

Die Kriegsgefangenen sind ohne bzw. mit relativ wenig Vorwissen mit dem „Anderen“ bzw. „Fremden“ in Zentralasien in Kontakt gekommen. Dadurch unterscheidet sich ihre Erfahrung der Region von (professionellen) Forschungsreisenden, die sich freiwillig dort aufhielten und sich meist schon davor mit der Region beschäftigten. Ich denke, insbesondere aufgrund dieser allgemeinen „Unvoreingenommenheit“ spielen die individuellen Voraussetzungen und Neigungen der Kriegsgefangenen durchaus eine bedeutende Rolle bezüglich der Inhalte und der Art der Darstellung von Zentralasien. Als Konsequenz gestalten sich die Beschreibungen recht unterschiedlich und sie sind auch nicht selten von Ambivalenzen geprägt.

Die Herausarbeitung zentraler gemeinsamer Topoi – wie dies oben versucht wurde – stellte daher durchaus eine, von Kompromissen geprägte, Herausforderung dar. Nichtsdestotrotz gibt es charakteristische Elemente, die auf einen ähnlichen kulturellen Hintergrund in Europa zurückgeführt werden können bzw. auf einen männlichen Blick. Allen voran die Beschreibungen des „authentischen“ Orients, welche stark an die Ausführungen von Edward Said erinnern, aber auch etwa die Darstellung der Frauen in Zentralasien.

6 Quellenverzeichnis

6.1 Literaturverzeichnis

Appelbaum, Peter C. (2022) *Habsburg Sons. Jews in the Austro-Hungarian Army, 1788–1918*. Academic Studies Press, Bosten.

Battis, Matthias (2016) „The Aryan Myth and Tajikistan. From a Myth of Empire to One of National Identity“. In: *Ab Imperio* 4: 155–183.

Blond, Kasper (1931) *Ein unbekannter Krieg. Erlebnisse eines Arztes während des Weltkrieges*. Anzengruber-Verlag, Leipzig/Wien.

Brändström, Elsa (1922) *Unter Kriegsgefangenen in Russland und Sibirien 1914–1920*. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m.b.H., Berlin.

Braun, W. H. (1930) *Unter Zarenherrschaft und Sowjetstern. Erlebtes und Erschautes in Rußland und Sibirien während des Weltkrieges und der Revolution*. Verlag Rudolf Köstenberger, Graz.

Campbell, Ian W. (2021) „Russian rule in Central Asia“. In: Issacs, Rico/Marat, Erica (Hrsg.) *Routledge Handbook of Contemporary Central Asia*. Routledge, London: 26–40.

Chokobaeva, Aminat/Drieu, Cloé/Morrison, Alexander (2020) „Editors’ introduction“. In: Chokobaeva, Aminat/Drieu, Cloé/Morrison, Alexander (Hrsg.) *The Central Asian Revolt of 1916. A Collapsing Empire in the Age of War and Revolution*. Manchester University Press, Manchester: 1–26.

Dänisches Rotes Kreuz (1916) *Bericht über die Besichtigung der Gefangenenplätze in Deutschland und in Russland durch Abordnungen des dänischen Roten Kreuzes*. Kopenhagen.

Davis, Gerald H. (1982) „Deutsche Kriegsgefangene im Ersten Weltkrieg in Rußland“. In: *Militärgeschichtliche Mitteilung* 31: 37–48.

Davis, Gerald H. (1983) „The Life of Prisoners of War in Russia, 1914–1921“. In: Williamson, Samuel R./Pastor, Peter (Hrsg.) *Essays On World War I and Prisoners of War*. Columbia University Press, New York: 163–169.

De Cordier, Bruno/Van Den Bosch, Jeroen (2021) „Defining and Delineating Central Asia from a European Perspective“. In: Van den Bosch, Jeroen/Fauve, Adrien/De Cordier, Bruno (Hrsg.) *European Handbook of Central Asian Studies: History, Politics, and Societies*. ibidem Verlag, Stuttgart: 15–37.

Der Plenny (1924) „Soeben erschienen: Sechs Jahre in Turkestan“. In: *Der Plenny. Organ der Bundesvereinigung der ehemaligen österreichischen Kriegsgefangenen*. 1. Jahrgang, Nr. 2, 01. August 1924: 12.

Der Plenny (1925) „Skobelew“. In: Der Plenny. Organ der Bundesvereinigung der ehemaligen österreichischen Kriegsgefangenen. 2. Jahrgang, Nr. 4, 01. April 1925: 11.

Der Plenny (1927) „Gruppe Skobelew“. In: Der Plenny. Organ der Bundesvereinigung der ehemaligen österreichischen Kriegsgefangenen. 4. Jahrgang, Nr. 4, Mai 1927: 45.

Der Plenny (1928) „Lagergruppe Skobelew“. Organ der Bundesvereinigung der ehemaligen österreichischen Kriegsgefangenen. 5. Jahrgang, Nr. 5, Mai 1928: 64.

Der Plenny (1931) „Gruppe Skobelew“. In: Der Plenny. Organ der Bundesvereinigung der ehemaligen österreichischen Kriegsgefangenen. 8. Jahrgang, Nr. 5/6, Mai/Juni 1931: 60.

Der Plenny (1932) „Gruppe ‚Skobelew‘“. In: Der Plenny. Organ der Bundesvereinigung der ehemaligen österreichischen Kriegsgefangenen. 9. Jahrgang, Nr. 4/5, April/Mai 1932: 61.

Der Plenny (1933) „Gruppe ‚Skobelew‘“. In: Der Plenny. Organ der Bundesvereinigung der ehemaligen österreichischen Kriegsgefangenen. 10. Jahrgang, Nr. 5/6, Mai/Juni 1933: 60f.

Der Plenny (1938) „Gruppe Skobelew“. In: Der Plenny. Organ der Bundesvereinigung der ehemaligen österreichischen Kriegsgefangenen. 15. Jahrgang, Nr. 2/3, Februar/März 1938: 27.

Die Teppich-Börse (1930) Die Teppich-Börse. Internationales Fachblatt für die Erzeugung und den Handel mit allen Arten von Teppichen, Decken, Möbelstoffen und Linoleum. 2. Jahrgang, Nr. 23, 10. Dezember 1930: 18.

Duden (o.J.) „Mohammedaner“. In: Duden online. Online verfügbar unter <https://www.duden.de/rechtschreibung/Mohammedaner> [11.04.2022].

Epstein, Adolf (1935) Kriegsgefangen in Turkestan. Erinnerungen von Georg Popper und Adolf Epstein. Geschildert von Adolf Epstein. Selbstverlag, Wien.

Flick, Uwe (2019 [1995]) Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 9. Auflage. Rowohlt, Hamburg.

Formanek, Franz (1936) „Seuchenbekämpfung bei den Kriegsgefangenen“. In: Breitner, Burghard (Hrsg.) Ärzte und ihre Helfer im Weltkrieg 1914–1918 (Helden im Weissen Kittel). Apotheker im Weltkrieg. Verlag Amon Franz Göth, Wien: 474–479.

Fragner, Bert G. (2006) „Zentralasien – Begriff und historischer Raum“. In: Fragner, Bert/Kappeler, Andreas (Hrsg.) Zentralasien: 13. bis 20. Jahrhundert. Geschichte und Gesellschaft. Promedia, Wien: 11–31.

Gingrich, Andre/Zips, Werner (2006) „Ethnohistorie und Historische Anthropologie“. In: Winterling, Aloys (Hrsg.) Historische Anthropologie. Franz Steiner Verlag, München: 245–263.

Gorshenina, Svetlana (2021a) „Orientalism, Postcolonial and Decolonial Frames on Central Asia: Theoretical Relevance and Applicability“. In: Van den Bosch, Jeroen/Fauve, Adrien/De Cordier, Bruno (Hrsg.) *European Handbook of Central Asian Studies: History, Politics, and Societies*. ibidem Verlag, Stuttgart: 177–241.

Gorshenina, Svetlana (2021b) „Toponymy of Central Asia: Proper Names or Forged Concepts?“. In: Van den Bosch, Jeroen/Fauve, Adrien/De Cordier, Bruno (Hrsg.) *European Handbook of Central Asian Studies: History, Politics, and Societies*. ibidem Verlag, Stuttgart: 929-938.

Greil, Alfred (1931) „Die Lage der Kriegsgefangenen in Turkestan 1919“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) *In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen*, Erster Band. Wien: 335f.

Hanika, Josef (1943) „Gustav Jungbauer“. In: *Jahrbuch der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Prag 1942*. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg: 50–54.

Harendt, Annegret (2019) *Gesellschaft. Raum. Narration. Geographische Weltbilder im Medienalltag*. Franz Steiner Verlag, Stuttgart.

Harendt, Annegret/Sprunk, Dana (2010) „Erzählter Raum und Erzählraum. (Kultur)Raumkonstruktion zwischen Diskurs und Performanz“. In: *Social Geography Discussions* 6: 75–107.

Hentschel, Franz J. (1931) „Im Lager Kasalinsk“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) *In Feindeshand. Die Gefangenschaft in Weltkriege in Einzeldarstellungen*, Erster Band. Wien: 303f.

Herrdegen, Hans (1931) „Als Gendarm in Turkestan. Hungersnot – Bandenkrieg der aufständischen Sarten – Ermordung von 150 Kriegsgefangenen“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) *In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen*, Erster Band. Wien: 330f.

Hofmeister, Ulrich (2016) „Civilization and Russification in Tsarist Central Asia, 1860–1917“. In: *Journal of World History* 27 (3): 411–442.

Hrabe, Franz Eduard (1936) *Universitätsprofessor Dr. Gustav Jungbauer, sein Wirken und Schaffen*. Selbstverlag, Winterberg.

Janata, Alfred (1984) *Turkestan 1890. Sammlung des Museums für Völkerkunde in Wien. Mit einem Beitrag über österreichische Kriegsgefangene in Turkestan, 1915–1921*. Museum für Völkerkunde Wien.

Jungbauer, Gustav (1918a) „Das sartische Weib“. In: *Budweiser Zeitung*. 57. Jahrgang, Nr. 96, 10. Dezember 1918: 1–3.

Jungbauer, Gustav (1918b) „Das sartische Weib (Schluß)“. In: *Budweiser Zeitung*. 57. Jahrgang, Nr. 97, 13. Dezember 1918: 1–3.

Jungbauer, Gustav (1921a) Kriegsgefangen. Verlagsanstalt Moldavia, Budweis.

Jungbauer, Gustav (1921b) „Räterußland“. In: Beiblatt zur Deutschen Zeitung Bohemia. 94. Jahrgang, Nr. 100, 30. April 1921.

Jungbauer, Gustav (1921c) „Theorie und Projekte in Sowjetrußland“. In: Deutsche Zeitung Bohemia. 94. Jahrgang, Nr. 106, 07. Mai 1921.

Jungbauer, Gustav (1921d) „Industrie und Arbeiterschaft in Sowjetrußland“. In: Deutsche Zeitung Bohemia. 94. Jahrgang, Nr. 109, 11. Mai 1921.

Jungbauer, Gustav (1921e) „Landwirtschaft in Sowjetrußland“. In: Deutsche Zeitung Bohemia. 94. Jahrgang, Nr. 119, 24. Mai 1921.

Jungbauer, Gustav (1921f.) „Verkehrswesen in Sowjetrußland“. In: Deutsche Zeitung Bohemia. 94. Jahrgang, Nr. 136, 12. Juni 1921.

Jungbauer, Gustav (1923) Märchen aus Turkestan und Tibet. Diederichs, Jena.

Jungbauer, Gustav (1933) „Sartische und deutsche Volksrätsel“. In: Sonderdruck aus Festschrift für M. Winternitz zum siebenzigsten Geburtstag. Otto Harrassowitz, Leipzig.

Jungbauer, Gustav (1934) „Deutsche und kirgisische Hochzeitsbräuche“. In: Seemann, Erich/Schewe, Harry (Hrsg.) Volkskundliche Gaben. John Meier zum siebenzigsten Geburtstage dargebracht. Walter de Gruyter & Co, Berlin/Leipzig: 75–84.

Kappeler, Andreas (2006) „Russlands zentralasiatische Kolonien bis 1917“. In: Fragner, Bert/Kappeler, Andreas (Hrsg.) Zentralasien: 13. bis 20. Jahrhundert. Geschichte und Gesellschaft. Promedia, Wien: 139–160.

Kappeler, Andreas (2008) Rußland als Vielvölkerreich. Entstehung. Geschichte. Zerfall. 2. Auflage. C.H. Beck, München.

KGFL online: Kriegsgefangenenlager des 1. Weltkrieges in Russland. Online verfügbar unter: http://wiki-de.genealogy.net/Kriegsgefangenenlager_des_1._Weltkrieges_in_Russland [12.05.2022].

Khalid, Adeeb (1998) The Politics of Muslim Cultural Reform. Jadidism in Central Asia. University of California Press, Berkeley/Los Angeles/London.

Khalid, Adeeb (2009) „Culture and Power in Colonial Turkestan“. In: Cahiers d'Asie centrale 17 (18): 413–447.

Khalid, Adeeb (2021) Central Asia. A New History from the Imperial Conquests to the Present. Princeton University Press, Princeton.

Kinsky, Nora (1976) Russisches Tagebuch 1916–1918. Seewald Verlag, Stuttgart-Degerloch.

Köstenberger, Rudolf (1925) Mit der Roten Armee durch Russisch-Zentralasien. Moser, Graz.

Köstenberger, Rudolf (1927) Das geheimnisvolle Teehaus. Sittenbilder aus dem fernen Osten. Selbstverlag, Graz.

Köstenberger, Rudolf (1928) Die Type. Buchdruckerhumor in Word und Bild. Selbstverlag, Graz.

Köstenberger, Rudolf (1931) Birke Asa und ihr Reich. Verlag Rudolf Köstenberger, Graz.

Köstenberger, Rudolf (o.J.) Sechs Jahre in Turkestan. Moser, Graz.

Kotyukova, Tatyana Viktorovna (2017) „Turkestan captivity: German and Austro-Hungarian prisoners of war in Russian Turkestan during the First World War“ [*„Turkestanskiy plen: Nemetskiye i Avstro-Vengerskiye voyennoplennyye v Russkom Turkestane v gody Pervoy mirovoy voyny“*]. In: Russia and the Contemporary World 3: 47–64. [auf Russisch]

Krammer, Arnold (1983) „Soviet Propaganda among German and Austro-Hungarian Prisoners of War in Russia, 1917–1921“. In: Williamson, Samuel R./Pastor, Peter (Hrsg.) Essays On World War I and Prisoners of War. Columbia University Press, New York: 239–264.

Krist, Gustav (1936) Pascholl Plenny. Seidel & Sohn, Wien.

Krist, Gustav (1941) Allein durchs verbotene Land. Fahrten in Zentralasien. 3. Auflage. Verlag Anton Schroll & Co, Wien.

Leidinger, Hannes/Moritz, Verena (2003) Gefangenschaft, Revolution, Heimkehr. Die Bedeutung der Kriegsgefangenenproblematik für die Geschichte des Kommunismus in Mittel- und Osteuropa 1917–1920. Böhlau Verlag, Wien/Köln/Weimar.

Leroux, Darryl (2008) „Imaginative Geographies: Some Theoretical Considerations“. In: Theoretical Musings [Blog], 30.04.2008. Online verfügbar unter: <https://theoreticalmusings.wordpress.com/2008/04/30/imaginative-geographies-some-theoretical-considerations/> [08.04.2022].

Lichtwitz, Otto (1936) „Aus siebenjähriger Kriegsgefangenschaft“. In: Breitner, Burghard (Hrsg.) Ärzte und ihre Helfer im Weltkriege 1914–1918 (Helden im Weissen Kittel). Apotheker im Weltkriege. Verlag Amon Franz Göth, Wien: 420–427.

Loskot, Franz (1918) Kriegsgefangenschaft, Flucht und Rückkehr in die Heimat. Abenteuerliche Wanderungen und Kriegszüge durch Vorderasien. Verlag Karl Harbauer, Wien/Leipzig.

Lozoviuk, Petr (2008) Interethnik im Wissenschaftsprozess. Deutschsprachige Volkskunde in Böhmen und ihre gesellschaftlichen Auswirkungen. Leipziger Universitätsverlag, Leipzig.

Lozoviuk, Petr (2014) „Volkskunde als Nationalwissenschaft“. In: Kaiserová, Kristina/Kunštát, Miroslav (Hrsg.) Die Suche nach dem Zentrum. Wissenschaftliche Institute und Bildungseinrichtungen der Deutschen in Böhmen (1800–1945). Waxmann Verlag, Münster/New York: 73–118.

Mark, Rudolf A. (2013) Krieg an fernen Fronten. Die Deutschen in Russisch-Turkestan und am Hindukusch 1914–1924. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn. [physisches Exemplar]

Marzolph, Ulrich (2004) „Der Orient in uns. Die Europa-Debatte aus Sicht der orientalistischen Erzählforschung“. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften (ÖZG) 15 (4): 9–26.

Mihalotzy, Käthe von (1931) „Eine Reise durch die Kriegsgefangenenlager in Rußland und Turkestan. Aus dem Tagebuch einer Delegierten des österreichischen Roten Kreuzes“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Zweiter Band. Wien: 251–258.

Mitteilungsblatt Wiener Urania (1936) „Asiatische Trachtenschau. Zentralasiatische und persische Kostüme in szenischen Darstellungen“. In: URANIA. Mitteilungsblatt des Volksbildungshauses Wiener Urania. 3. Jahrgang [27. Jahrgang], Nr. 4, 24. Jänner 1936: 28.

Moritz, Verena (1995) Gefangenschaft und Revolution. Deutschösterreichische Kriegsgefangene und Internationalisten in Rußland 1914 bis 1920. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien, Wien.

Moritz, Verena (1998) „Die österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen in der russischen Wirtschaft (1914 bis Oktober 1917)“. In: zeitgeschichte 25 (11–12): 380–389.

Moritz, Verena (2020a) „Disseminating the ‘Truth’ about Imprisonment: Veterans’ Associations of Former POWs in Interwar Austria“. In: Frank, Jacob/Karner, Stefan (Hrsg.) War and Veterans. Treatment and Reintegration of Soldiers in Post-War Societies. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn: 117–149.

Moritz, Verena (2020b) „Half-hearted Reconciliation: The ‘Federal Association of Former Austrian POWs’ and the Question of Veterans’ Internationalism in Interwar Austria“. In: zeitgeschichte 47 (1): 33–57.

Moritz, Verena/Leidinger, Hannes (2020) „The Influence of the Russian Revolutions on the POWs in Austria-Hungary and Russia“. In: Deak, John/Perry, Heather R./Sencer, Emre (Hrsg.) The Central Powers in Russia’s Great War and Revolution 1914–22. Slavica, Bloomington: 303–332.

Morrison, Alexander (2014) „Introduction: Killing the Cotton Canard and getting rid of the Great Game: rewriting the Russian conquest of Central Asia, 1814–1895“. In: Central Asian Survey 33 (2): 131–142.

Morrison, Alexander (2016) „Russia’s Colonial Allergy“. In: Eurasianet.org, 19. Dezember 2016. Online verfügbar unter: <https://eurasianet.org/russias-colonial-allergy> [07.02.2022].

Nachtigal, Reinhard (2003) Rußland und seine österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen (1914–1918). Verlag Bernhard Albert Greiner, Remshalden.

Nachtigal, Reinhard (2006a) „Privilegiensystem und Zwangsrekrutierung. Russische Nationalitätenpolitik gegenüber Kriegsgefangenen aus Österreich-Ungarn“. In: Oltmer, Jochen (Hrsg.) Kriegsgefangene im Europa des Ersten Weltkriegs. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn: 167–193.

Nachtigal, Reinhard (2006b) „Die Repatriierung der Mittelmächte-Kriegsgefangenen aus dem revolutionären Rußland. Heimkehr zwischen Agitation, Bürgerkrieg und Intervention 1918-1922“. In: Oltmer, Jochen (Hrsg.) Kriegsgefangene im Europa des Ersten Weltkriegs. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn: 239–266.

Nachtigal, Reinhard (2008) „Zur Anzahl der Kriegsgefangenen im Ersten Weltkrieg“. In: Militärgeschichtliche Zeitschrift 67: 345–394.

Neues Grazer Tagblatt (1922) „Turkestan und Samarkand“. In: Neues Grazer Tagblatt. Erste Morgenausgabe. 32. Jahrgang, Nr. 363, 30. Mai 1922: 4–5.

Neues Wiener Tagblatt (1936) „So starb Enver-Pascha...“. In: Neues Wiener Tagblatt. Demokratisches Organ. 70 Jahrgang, Nr. 182 [Nr. 25279], 04. Juli 1936: 6.

Newman, Andrew J. (o.J.) „Āshūrā“. In: Encyclopedia Britannica. Online verfügbar unter: <https://www.britannica.com/topic/Ashura-Islamic-holy-day> [27.07.2022].

Niemann, Rudolf (1931) „Die Tragödie von Osch in Ferghana <Turkestan>“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band. Wien: 331–333.

Nowak, Gerhard (2020) Friedrich Andreas Willfort (1879–1956). Generalsekretär des Österreichischen Ingenieur und Architektenvereines. Dokument aus der Familienchronik von Gerhard Nowak.

Orendi, Julius (1931) „Das Gesamtwissen über antike und neue orientalische Teppiche“. In: Die Teppich-Börse. Internationales Fachblatt für die Erzeugung und den Handel mit allen Arten von Teppichen, Decken, Möbelstoffen und Linoleum. 3. Jahrgang, Nr. 6, 25. März 1931: 14–17.

Osterhammel, Jürgen (1997) „Edward W. Said und die "Orientalismus"-Debatte. Ein Rückblick“. In: Asien-Afrika-Lateinamerika 25: 597–607.

Polaschegg, Andrea (2005) Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgenländischen Imagination im 19. Jahrhundert. Walter de Gruyter, Berlin/New York.

Pospischill, August Otto (1931) „Lagerlegen in Katta-Kurgan“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band. Wien: 305f.

Raabl-Werner, Heinrich Freiherrn v. (1937) „Im Verbotenen Land“. In: Neues Wiener Tagblatt. Demokratisches Organ. Sonntags-Beilage. 71 Jahrgang, Nr. 245 [Nr. 25701], 05. September 1937: 25.

Rachamimov, Alon Peleg (2000) *Marginalized Subjects: Austria-Hungarian POWs in Russia, 1914–1918*. Colombia University.

Reichspost (1912) „Ingenieur Fritz Willfort“. In: Reichspost. Unabhängiges Tagblatt für das christliche Volk Österreich-Ungarns. Morgenblatt. 19. Jahrgang, Nr. 252, 02. Juni 1912: 11.

Reichspost (1936) „Gustav Krist: Pascholl Plenny!“. In: Reichspost. Unabhängiges Tagblatt für das christliche Volk. 43. Jahrgang, Nr. 123, 04. Mai 1936: 7.

Revertera, Anna (1931) „Als Rotkreuzschwester in Rußland und Sibirien“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) *In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen*, Zweiter Band. Wien: 244–251.

Rutkowski, Ernst (1978) „Die Flucht österreichisch-ungarischer Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften polnischer Nationalität aus der russischen Kriegsgefangenschaft während des Weltkrieges (1914–1918)“. In: *Prace Historyczne* 57: 184–246.

Rybitschka, Emil (1927) *Im Gottgegebenen Afghanistan. Als Gäste des Emirs*. F.A. Brockhaus, Leipzig.

Said, Edward W. (2003 [1978]) *Orientalism*. Penguin Books, London.

Schäffter, Ortfried (1991) „Modi des Fremderlebens. Deutungsmuster im Umgang mit Fremdheit“. In: Schäffter, Ortfried (Hrsg.) *Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung*. Westdeutscher Verlag, Opladen: 11–42.

Schenk, Frithjof Benjamin (2002) „Mental Maps. Die Konstruktion von geographischen Räumen in Europa seit der Aufklärung“. In: *Geschichte und Gesellschaft* 28(3): 493–514.

Schenk, Frithjof Benjamin (2013) „Mental Maps: Die kognitive Kartierung des Kontinents als Forschungsgegenstand der europäischen Geschichte“. In: *Europäische Geschichte Online (EGO)*, Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (IEG). Online verfügbar unter: http://ieg-ego.eu/de/threads/theorien-und-methoden/mental-maps/frithjof-benjamin-schenk-mental-maps-die-kognitive-kartierung-des-kontinents-als-forschungsgegenstand-der-europaeischen-geschichte#InsertNotelD_12_marker13 [01.07.2022].

Seidel, Josef „Fotografie von Gustav Jungbauer als Gefangener in Turkestan/Gustav Jungbauer jako válečný zajatec v Turkestánu“. *Spuren des Ersten Weltkrieges in der Region Bayrischer Wald/Böhmerwald*, Universität Passau und Südböhmische Universität Budweis. Online verfügbar unter: <http://ersterweltskrieg-bayern-boehmen.uni-passau.de/items/show/44> [13. 07. 2022].

Sidikov, Bahodir (2002) „Deutsche Blicke auf ein wenig bekanntes Judentum. Berichte aus Mittelasien am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert“. In: *Neue Züricher Zeitung (NZZ)*. Nr. 249, 26. Oktober 2002: 87.

Sidikov, Bahodir (2003) „Eine unermessliche Region“. *Deutsche Bilder und Zerrbilder von Mittelasien (1852–1914)*. Logos Verlag, Berlin.

Slaby, Helmut (2010) *Bindenschild und Sonnenlöwe. Die Geschichte der Österreichisch-Iranischen Beziehungen bis zur Gegenwart*. Neuauflage. Veröffentlichungen zur Iranistik, Nr. 42. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaft, Wien.

Stibbe, Matthew (2011) „Elsa Brändström and the Reintegration of Returning Prisoners of War in their Families in Post-War Germany and Austria“. In: Sharp, Ingrid/Stibbe, Matthew (Hrsg.) *Aftermaths of War. Women's Movements and Female Activists, 1918–1923*. Brill, Leiden: 333–353.

Streeruwitz, Ernst (1931) „Flucht aus Guldsha“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) *In Feindeshand. Die Gefangenschaft in Weltkriege im Einzeldarstellungen*, Erster Band. Wien: 309–310.

Strisower, Rudolf (1915) „Meine Erlebnisse in russischer Gefangenschaft und auf der Flucht aus Turkestan“. In: Separatabdruck aus der Wiener klinischen Wochenschrift. Organ der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. 28. Jahrgang. Nr. 41: 1–9.

Torma, Franziska (2011) *Turkestan-Expeditionen. Zur Kulturgeschichte deutscher Forschungsreisen nach Mittelasien (1890–1930)*. Transcript Verlag, Bielefeld.

Uyama, Tomohiko (2020) „Why in Central Asia, why in 1916? The revolt as an interface of the Russian colonial crisis and the World War“. In: Chokobaeva, Aminat/Drieu, Cloé/Morrison, Alexander (Hrsg.) *The Central Asian Revolt of 1916. A Collapsing Empire in the Age of War and Revolution*. Manchester University Press, Manchester: 27–44.

Verlautbarungen Wiener Urania (1925) „Frauenleben, Trachten und Handarbeiten in Zentralasien“. In: *Verlautbarungen des Volksbildungshauses Wiener Urania*. 16. Jahrgang, Nr. 24, 13. Juni 1925: 4.

Verlautbarungen Wiener Urania (1929) „Durch Turkestan und Persien. Lebensgewohnheiten und Trachten, Kunstgewerbe und Hausindustrie“. In: *Verlautbarungen des Volksbildungshauses Wiener Urania*. 20. Jahrgang, Nr. 17, 27. April 1929: 5–6.

Völker, Rudolf (1926) *In russischer Kriegsgefangenschaft. Erlebnisse und Erinnerungen*. Verlag der Druckerei Waidhofen a.d. Ybbs, Waidhofen a.d. Ybbs.

Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) (1931) *In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen*, Erster Band. Wien.

Wernhart, Karl R. (2014) „Von der Strukturgeschichte zum transkulturellen Forschungsansatz“. In: Wernhart, Karl R./Zips, Werner (Hrsg.) *Ethnohistorie. Rekonstruktion, Kulturkritik und Repräsentation. Eine Einführung*. Promedia, Wien: 39–51.

Wernhart, Karl R./Binter, Julia T.S. (2014) „Die Quellengattungen und Nachbarwissenschaften der Ethnohistorie“. In: Wernhart, Karl R./Zips, Werner (Hrsg.) *Ethnohistorie. Rekonstruktion, Kulturkritik und Repräsentation. Eine Einführung*. Promedia, Wien: 52–70.

Wernhart, Karl R./Zips, Werner (2014) „Einführung in die theoretischen und methodischen Grundlagen der Ethnohistorie“. In: Wernhart, Karl R./Zips, Werner (Hrsg.) Ethnohistorie. Rekonstruktion, Kulturkritik und Repräsentation. Eine Einführung. Promedia, Wien: 12–38.

Wiener Zeitung (1937) „Gustav Krist“. In: Wiener Zeitung. 234. Jahrgang, Nr. 60, 01. März 1937: 4.

Wietschorke, Jens (2014) „Historische Kulturanalyse“. In: Bischoff, Christine/Oehme-Jüngling, Karoline/Leimgruber, Walter (Hrsg.) Methoden der Kulturanthropologie. UTB, Bern: 160–176.

Willfort, Fritz (1928) „Zur Entwicklung des Verkehrs im heutigen Persien“. In: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft 71, Wien: 354–368.

Willfort, Fritz (1930) Turkestanisches Tagebuch. Sechs Jahre in Russisch-Zentralasien. Braumüller, Wien.

Wurzer, Georg (2006) „Erfahrung der Extreme. Kriegsgefangen in Rußland 1914–1918“. In: Oltmer, Jochen (Hrsg.) Kriegsgefangene im Europa des Ersten Weltkriegs. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn: 108–125.

Zand, Michael (2000) „BUKHARA vii. Bukharan Jews“. In: Encyclopaedia Iranica IV/5: 530–545. Online verfügbar unter: <https://iranicaonline.org/articles/bukhara-vii> [03.08.2022].

6.2 Sonstige Quellen

Grabbesuch (2022): Besuch des Grabes von Rudolf Köstenberger am Zentralfriedhof Graz, Grabnummer: Z-50C-24-22, Datum: 02.04.2022.

7 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Russisch-Turkestan im Ersten Weltkrieg (Quelle: Mark 2013: Vorsatzpapier).	25
Abbildung 2: Portrait Fritz Willfort (Quelle: Nowak 2020)	52
Abbildung 3: Umgebung von Skobelew (Ferghana) (Quelle: Willfort 1930: 155).....	55
Abbildung 4: Einladung zum 8. Wiedersehensfest 1928 (Quelle: Der Plenny 1928 März: 29)	62
Abbildung 5: Wiedersehensfest der Lagergruppe Skobelew (Quelle: Janata 1984:23)	63
Abbildung 6: Inserat für Köstenbergers Buch "Sechs Jahre in Turkestan" (Quelle: Der Plenny 1924 August: 12).....	65
Abbildung 7: Portrait Georg Popper (Aufnahme Jänner 1915 in Przemyśl) (Quelle: Epstein 1935).....	73
Abbildung 8: Bucharische Juden (Quelle: Epstein 1935)	78
Abbildung 9: Impressum des Magazins „Die Teppich-Börse“ (Quelle: Die Teppich-Börse 1930 Dezember: 18).....	79
Abbildung 10: Karte des ersten Aufenthalts von Gustav Krist in Zentralasien (Quelle: Krist 1936: Beilage)	82
Abbildung 11: Portrait Gustav Jungbauer (Quelle: Jungbauer 1921a)	89
Abbildung 12: Photographie von Gustav Jungbauer als Gefangener in Turkestan (Quelle: Seidel Josef)	92

8 Anhang 1: Weiteres Datenmaterial

Tabelle 1: Weiteres Datenmaterial		
Name	Primärliteratur und Archivmaterial	Anmerkungen und Sekundärliteratur
Bassi, Karl	Nachlass Ing. Karl Bassi im Österreichischen Staatsarchiv [Signatur: AT-OeStA/KA NL 156 (A,B)]	
Blond, Kaspar (Kasper)	Blond, Kasper (1931) Ein unbekannter Krieg. Erlebnisse eines Arztes während des Weltkrieges. Anzengruber-Verlag, Leipzig/Wien.	- Jung, Peter (1997) Ein unbekannter Krieg 1914–1918. Das k. u. k. Gesandtschaftsdetachment Teheran von Persien bis nach Wien. Österreichische Militärgeschichte, Folge 5. Verlagsbuchhandlung Stöhr, Wien. - Appelbaum, Peter C. (2022) Habsburg Sons. Jews in the Austro-Hungarian Army, 1788–1918. Academic Studies Press, Bosten. → Kapitel 7
Bülow, Viktor von	Bülow, Wilhelm von (1937) Durch Stacheldraht und Steppe. Die Flucht eines Neunzehnjährigen aus russischer Gefangenschaft. C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.	
v. Elzenbaum	v. Elzenbaum (1936) „Aus Taschkent“. In: Breitner, Burghard (Hrsg.) Ärzte und ihre Helfer im Weltkriege 1914–1918 (Helden im Weissen Kittel). Apotheker im Weltkriege. Verlag Amon Franz Göth, Wien: 489–494.	

Formanek, Franz	Formanek, Franz (1936) „Seuchenbekämpfung bei den Kriegsgefangenen“. In: Breitner, Burghard (Hrsg.) Ärzte und ihre Helfer im Weltkriege 1914–1918 (Helden im Weissen Kittel). Apotheker im Weltkriege. Verlag Amon Franz Göth, Wien: 474–479.	
Fritsch, Anton	Fritsch, Anton (1962) „Die Oktoberrevolution war für mich ein großes Wecken“. In: Institut für Marxismus-Leninismus beim SK der SED (Hrsg.) Weltenwende – wir waren dabei. Erinnerungen deutscher Teilnehmer an der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und an den Kämpfen gegen Interventionen und Konterrevolutionäre 1917–1920. Dietz Verlag, Berlin: 160–166.	
Gniffke, Fritz	Gniffke, Fritz (1962) „Politikarbeiter im 1. Turkestanischen Regiment“. In: Institut für Marxismus-Leninismus beim SK der SED (Hrsg.) Weltenwende – wir waren dabei. Erinnerungen deutscher Teilnehmer an der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und an den Kämpfen gegen Interventionen und Konterrevolutionäre 1917–1920. Dietz Verlag, Berlin: 167–174.	
Greil, Alfred	Greil, Alfred (1931) „Die Lage der Kriegsgefangenen in Turkestan 1919“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band. Wien: 335f.	
Hartel, Karl	Nachlass Karl Hartel im Österreichischen Staatsarchiv [Signatur: AT-OeStA/KA NL 2117 (B,C)]	
Hengl, Theodor	Nachlass Theodor Hengl im Wiener Stadt- und Landesarchiv [Signatur: 3.5.29]	

Hentschel, Franz J.	• Hentschel, Franz (1924) Auf Tamerlans Spuren. Des Ostens Dämmerung oder Aufstieg. Selbsterlebtes aus Turkestan und Russland. Selbstverlag, Leitmeritz. • Hentschel, Franz (1931) „Im Lager Kasalinsk“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band. Wien: 303f. • Hentschel, Franz (1931) „Heimweh“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band. Wien: 308. • Hentschel, Franz (1931) „Im Süden Turkestans: Skobelew“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band: 312–314. • Hentschel, Franz (1931) „Die große Not“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band: 315f. • Hentschel, Franz (1931) „Die ausländischen Kommunisten in Skobelew“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band: 318–322. • Hentschel, Franz (1931) „Bürgerkrieg in Buchara“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band: 329. • Hentschel, Franz (1931) „Heimfahrt aus Turkestan“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band: 337–340.	
------------------------	---	--

Herrdegen, Hans	• Herrdegen, Hans (1931) „Wie ich zum Hochstapler wurde“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band. Wien: 317f. • Herrdegen, Hans (1931) „Als Gendarm in Turkestan“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band. Wien: 330f.	
Klinger, Franz	• Klinger, Franz (1962) „Wir kämpften an der Seite Tschapajews“. In: Institut für Marxismus-Leninismus beim SK der SED (Hrsg.) Weltenwende – wir waren dabei. Erinnerungen deutscher Teilnehmer an der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und an den Kämpfen gegen Interventen und Konterrevolutionäre 1917–1920. Dietz Verlag, Berlin: 192–196.	
Kohn, Hans	• Kohn, Hans (1964) Living in a World Revolution. My Encounters with History. Pocket Books, New York.	• Appelbaum, Peter C. (2022) Habsburg Sons. Jews in the Austro-Hungarian Army, 1788–1918. Academic Studies Press, Bosten. → Kapitel 7
Latsch, Ignaz		• Rupp, Willi (2014) Späte Heimkehr aus Sibirien. Ignaz Latsch aus Hörbranz und andere vergessene Vorarlberger des Ersten Weltkriegs. Eigenverlag, Hörbranz.
Lichtwitz, Otto	• Lichtwitz, Otto (1936) „Aus siebenjähriger Kriegsgefangenschaft“. In: Breitner, Burghard (Hrsg.) Ärzte und ihre Helfer im Weltkriege 1914–1918 (Helden im Weissen Kittel). Apotheker im Weltkriege. Verlag Amon Franz Göth, Wien: 420–427.	

Loskot, Franz	• Loskot, Franz (1918) Kriegsgefangenschaft, Flucht und Rückkehr in die Heimat. Abenteuerliche Wanderungen und Kriegszüge durch Vorderasien. Verlag Karl Harbauer, Wien/Leipzig.	• Kriegsgefangenschaft in Orenburg und Flucht über Turkestan nach Persien.
Niemann, Rudolf	• Niemann, Rudolf (1931) „Die Tragödie von Osch in Ferghana <Turkestan>“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band. Wien: 331ff.	
Pospischill, August Otto	• Pospischill, August Otto (1931) „Lagerlegen in Katta-Kurgan“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band. Wien: 305f.	
Praeg, Franz	• Praeg, Franz (1925) Kriegsgefangen in asiatischen Steppen. Aus meinen Kriegserinnerungen. Vorarlberger Verl. Ges. m. b. H., Dornbirn.	
Rusch, Eduard	• Rusch, Eduard (1931) „Tschai“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band: 308f. • Rusch, Eduard (1931) „Das Freiheitsdenkmal in Samarkand“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band: 333ff. • Rusch, Eduard (1931) „Auf der Flucht nach Afghanistan“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band: 336f.	

Rybitschka (Rybička), Emil	• Rybitschka, Emil (1926) „Das heutige Afghanistan“. In: Der Pflug. Monatschrift, herausgegeben vom Volksbildungshause Wiener Urania. 1. Jahrgang, Nr. 7, Juli 1926: 70–78. • Rybitschka, Emil (1927) Im Gottgegebenen Afghanistan. Als Gäste des Emirs. F.A. Brockhaus, Leipzig.	• Rybitschka hielt in der Zwischenkriegszeit Vorträge über Afghanistan am Wiener Volksbildungshaus Urania. • Digitalisate originaler Fotoaufnahmen von Rybitschka, siehe www.phototheca-afghanica.ch [09.06.2022]. • Siehe auch Bestände des Weltmuseums Wien (Schriftarchiv, Fotosammlung).
Schaufuß (Schaufuss, Schaufusz), Paul	• Schaufusz, Paul (1926) Über den Dengis-Bei. Die abenteuerlichen Erlebnisse eines Deutschböhmen auf der Flucht vom roten Russland zum Indischen Ozean und in die Heimat. Nordb. Druck- u. Verl.- Anstalt Jos. Koschler, Tetschen.	
Schöberl, Johann	• Nachlass Johann Schöberl im Österreichischen Staatsarchiv [Signatur: AT-OeStA/KA NL 1259 (B)]	
Schröfel, Fritz	• Schröfel, Fritz (1962) „In Taschkent wurde ich Rotarmist“. In: Institut für Marxismus-Leninismus beim SK der SED (Hrsg.) Weltenwende – wir waren dabei. Erinnerungen deutscher Teilnehmer an der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und an den Kämpfen gegen Interventen und Konterrevolutionäre 1917–1920. Dietz Verlag, Berlin: 183–191.	

Smolik, Julius	• Smolik, Julius (1929) Die timuridischen Baudenkmäler in Samarkand aus der Zeit Tamerlans. Krystall-Verlag, Wien. • Smolik, Julius (1931) „Turkestan“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band. Wien: 300ff. • Smolik, Julius (1931) „Samarkand: Der Zug der Todgeweihten“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band. Wien: 306f. • Smolik, Julius (1927) „Turkestan. Tamerlans Grabstätte in Samarkand“. In: Der neue Pflug. Monatsschrift des Volksbildungshauses Wiener Urania. 2. Jahrgang, Nr. 8, August 1927: 23–29.	• Smolik hielt in der Zwischenkriegszeit Vorträge am Wiener Volksbildungshaus Urania.
Stenitzer, Richard Ritter von		• Pethö, Albert (2010) Belagerung und Gefangenschaft. Von Przemyśl bis Russisch-Turkestan. Das Kriegstagebuch des Dr. Richard Ritter von Stenitzer 1914–1917. Ares Verlag, Graz.
Streeruwitz, Ernst	• Streeruwitz, Ernst (1931) „Flucht aus Guldscha“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band. Wien: 309–310.	
Strisower, Rudolf	• Strisower, Rudolf (1915) „Meine Erlebnisse in russischer Gefangenschaft und auf der Flucht aus Turkestan“. In: Separatabdruck aus der Wiener klinischen Wochenschrift. Organ der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. 28. Jahrgang. Nr. 41: 1-9.	

Tichanek, Josef	Tichanek, Josef (1962) „Im Sanitätszug 'Karl Liebknecht'“. In: Institut für Marxismus-Leninismus beim SK der SED (Hrsg.) Weltenwende – wir waren dabei. Erinnerungen deutscher Teilnehmer an der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und an den Kämpfen gegen Interventen und Konterrevolutionäre 1917–1920. Dietz Verlag, Berlin: 180–182.	
Tölle, Johannes	Tölle, Johannes (1931) „Das Klima in Turkestan“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band. Wien: 303.	
Tschakert, Robert	Tschakert, Robert (1931) „Meine Flucht aus Ferghana“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band. Wien: 322–25.	
„Unbekannt“	Zangel, Jos. (1936) Flucht aus Turkestan. Erlebnisse eines Reiteroffiziers. Kaiser Verlag, Großschönau.	Der Autor schildert die Erlebnisse eines Freundes, der nicht namentlich genannt wird.
Vanry, Frank (Weinreb Franz)	Vanry, Frank (1983) Der Zaungast. Lebenserinnerungen. Mit einer Einleitung von Helmut Konrad. Material zur Arbeiterbewegung, Band 27. Europaverlag Wien.	
Völker, Rudolf (Rudolph)	- Völker, Rudolf (1926) In russischer Kriegsgefangenschaft. Erlebnisse und Erinnerungen. Verlag der Druckerei Waidhofen a.d. Ybbs G.m.b.h., Waidhofen an der Ybbs. - Völker, Rudolf (1931) „Abschied von Taschkent“. In: Weiland, Hans/Kern, Leopold (Hrsg.) In Feindeshand. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen, Erster Band. Wien: 336.	

Winter, Franz	• Winter, Franz (1962) „Tausende liefen zur Roten Armee über“. In: Institut für Marxismus-Leninismus beim SK der SED (Hrsg.) Weltenwende – wir waren dabei. Erinnerungen deutscher Teilnehmer an der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und an den Kämpfen gegen Interventen und Konterrevolutionäre 1917–1920. Dietz Verlag, Berlin: 175–179.	
Zebrowske, Hans	• Zebrowske, Hans (1962) „Kurier der Roten Armee in Mittelasien“. In: Institut für Marxismus-Leninismus beim SK der SED (Hrsg.) Weltenwende – wir waren dabei. Erinnerungen deutscher Teilnehmer an der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und an den Kämpfen gegen Interventen und Konterrevolutionäre 1917–1920. Dietz Verlag, Berlin: 150–159.	

9 Abstract (DE/EN)

Die vorliegende Arbeit beschäftigt mit der Darstellung von Zentralasien in Beschreibungen von österreichischen Soldaten in russischer Kriegsgefangenschaft im Generalgouvernement Turkestan während und nach dem Ersten Weltkrieg. Das heißt Kriegsgefangenschaft wird aus Perspektive der Vermittlung von Vorstellungen, die mit einem geographischen Raum einhergehen, betrachtet. Der Fokus liegt dabei auf Aspekten des „lokalen“ Lebens sowie der Interaktion damit.

Die Arbeit basiert auf einem ethnohistorischen Forschungsansatz und operiert mit Konzepten der *Mental Maps*, *Imaginativen Geographien* sowie des *Erzählten Raumes/Narrativen Geographie*. Entlang von Fallbeispielen von Kriegsgefangenen werden Themenkomplexe und Topoi in der Beschreibung von Zentralasien herausgearbeitet sowie die Bedeutung des Aufenthaltes in der Region in lebensgeschichtlicher Hinsicht dargestellt. Die Darstellung von Zentralasien wird als Produkt eines individuellen Blicks im Kontext bestehender (kollektiver) Vorstellung von der Region konzeptualisiert.

Wiederkehrende Themenkomplexe sind dabei u. a. die „orientalische“ bzw. „turkestanische“ Atmosphäre, die kulturelle Vielfalt oder Charakterisierungen der SartInnen, KirgisiInnen etc.

This Master these deals with the representation of Central Asia in written records of Austrian soldiers in Russian captivity in the governor-generalship Turkestan during and after WWI. The focus lies thereby on aspects of “local” life and the interactions with it.

The thesis is based on an ethnohistorical approach, and it operates with concepts of *Mental Maps*, *Imaginative Geographies* as well as *Narrative Geography*. With case studies of war prisoner themes and topoi in the description of Central Asia as well as the meaning of the stay in the region within the life-course are carved out. The depiction of Central Asia is conceptualized as the product of an individual gaze within existing (collective) notions of the region.

Repeating topics include among others the “oriental” atmosphere, the cultural diversity in the region as well as descriptions of indigenous groups such as the Sarts, Kyrgyz etc.